EL SENDERO

2
1953

Der Weg

DIE GESUNDE ARBEITSORDNUNG

JOCHEN PEIPER AUS LANDSBERG / H. U. RUDEL ÜBER DIE VERTEIDIGUNG EUROPAS / STALIN UND DIE JUDEN / FÜR WALLSTREET STERBEN!



EL SENDERO

Registro Nacional de Prop. Int. N. 377.832 - Queda hecho el depósito que señala la ley.

Originalbeiträge: * Nachdruck bei vorheriger Einholung schriftlicher Verlagszustimmung und genauer Quellenangabe gestattet.

Artículos originales: * La reproducción es permitida previa autorización escrita del editor y con la indicación de su fuente.

INHALTSVERZEICHNIS

Um wieder den Anschluß an den normalen Erscheinungszyklus (jeweils zu Monatsanfang) zu erreichen, erscheint das nächste Heft als

DOPPELHEFT MÄRZ/APRIL 1953

in doppeltem Umfang am 31. März, das darauf folgende Mai-Heft dann wieder am 1. Mai. Der Preis des März/April-Heftes beträgt demnach im Einzelverkauf das Doppelte des gewöhnlichen Preises.

Der Mensch
muß frei sein,

aber
es gibt keine Freiheit

außer
in der Ordnung.

JOSE ANTONIO PRIMO DE RIVERA

Der Weg

7. JAHRGANG
2. HEFT, 1953

Monatsschrift für Freiheit und Ordnung

DÜRER-VERLAG, BUENOS AIRES

MANUEL MARIA OLIVER:

Importancia de la organización social del Pueblo

Los pueblos se organizan según los factores preponderantes que experimentan los individuos. Platon fracasó en su doctrina al imaginar una vida política ideal, sin tener en cuenta los aspectos geofísicos, los psicológicos y los sociales. Aristóteles lanzó la fórmula de "Sociedad" y luego proyectó su "Política", fundamentos eternos de la Sociología y demás ciencias que la sustentan e impulsan. El proceso de la formación histórica y étnica se desarrolla siempre a través del espacio y el tiempo a manera lenta, sin que nadie pueda detenerlo o desviarlo. La integración se efectúa a base de leyes que el hombre no percibe sino después de siglos. Pensemos en que la diferenciación entre Grecia y Roma dejó perplejos a los filósofos clásicos. Y bucearon no en la superficie, sino en el fondo de las multitudes para dar una idea de cómo existieron aquellas naciones en los lejanos días que apenas se columbran. Dos grandes directivas ha tenido la humanidad, nacidas precisamente de su instinto de conservación y expansión: una, su „Política", la otra, la voz de su conciencia, que Kant inmortalizó con el vocablo "imperativo" y la escuela cartesiana con su teorética de "existir y pensar". El Pueblo se aglutina por razas, religiones e ideas y se mueve por intereses. Se agregará que en esto último acciona también por herencia, fas lógica, real y admisible, porque el lazo vital jamás se desata de nosotros y nos une imperceptiblemente. Las variaciones que experimentan las muchedumbres dentro de cada nacionalidad no se rigen por caprichosos reflejos; son generados por la "necesidad", o sea por la exigencia de perdurar; antaño, lo ha asegurado Turró, las guerras, las rebeldías, las invasiones, los despojos, las conquistas, se produjeron por el "hambre" y forjaron organizaciones políticas a imagen de los triunfadores. Ogaño los pueblos buscan situarse en el pivote económico para subsistir y cumplir sus derroteros. Ya no hay guerras de exterminio, pero todavía el Mensaje Supremo no se llena. Esta falla la pulsan las nuevas generaciones en el orbe entero y pugnan por sus soberanias territoriales, por los fueros de su trabajo, por el Imperio del Derecho que no admite declinaciones ni mentiras. Por eso la importancia de la organización popular social, económica, política, afirmará la paz, que es el único fin de la existencia individual y colectiva. Mientras no sea una verdad la democracia en el Trabajo, en el reparto justo de los bienes que él reporta, mientras el abuso de la prepotencia prime en un solo país, el ideal de la Organización de los millones de seres racionales que cubren el planeta, no habrá culminado. Por razones de vida la trascendencia de dicha organización ha de preocupar a los legisladores del Orbe, gobernantes o no, poderosos o humildes, porque a todos comprende la tarea de acercarnos a la perfección en el sistema y régimen que la misma naturaleza nos señala con admirable claridad e incuestionable belleza.

JOHANN KASNACICH-SCHMID:

Vom Kapital zur Arbeit

Zweimal schon hat man uns gewaltsam verhindert, friedlich unsern Weg zu suchen und zweimal schon, hielt man selbst die kleinen Opfer für zu groß, die wir für das Wagnis forderten, in eine unbekannte Zukunft aufzubrechen und jenen neuen Weg zu beschreiten, auf dem wahrscheinlich aller Schicksal liegt.

Inzwischen aber sind auch die entferntesten Nachzügler herangekommen und haben unfreiwillig Rast gemacht. Nun stehen sie selbst vor jenem Abgrund, den zu überbrücken sie uns mit aller Kraft verwehrten, weil ihnen die nötigen Perspektiven fehlten und sie dort am härtesten verurteilen zu müssen glaubten, wo sie am wenigsten verstanden. Auch heute noch lassen sie alle als „Verräter“ schmachten, die uns aus ihren Reihen helfend zugeeilt.

Jetzt sehen sie sich selbst gedrängt und unter dem unerbittlichen Zwang der Stunde. Nun erleiden sie dasselbe Geschick, das uns mit ihnen in Konflikt gebracht. Nur sehen sie alle die Probleme noch nicht klar. Diese sind zu neu für sie und auch zu ungeheuerlich. „Hier wird deutsches Werk gefordert“, schrieb Rathenau einst ahnungsvoll, und darüber wird man nicht hinwegkommen.

Wir verfügen über viel Erfahrung. Sie indessen hören nicht auf unsere Kassandrarufe. Sie trauen uns noch immer nicht. Auch scheint es das Unglück zu wollen, daß sie uns noch ein drittes Mal mit noch viel untauglicheren Mitteln auf jenem Wege vor sich herzutreiben wünschen, auf dem wir unsere eigene Vergangenheit so opfervoll begruben.

Man braucht sich nicht darüber zu verwundern, wenn wir den Pfad auf keinen Fall beschreiten wollen, der uns den Verstrickungen einer endgültigen Vergangenheit zuführt. Nicht mit der Peitsche und nicht mit dem Zuckerbrot wird man uns zwingen können, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, nur weil es den anderen davongerollt ist. Mögen sie sich doch einmal selbst bemühen, den Anschluß an eine Entwicklung zu finden, zu der sie bislang nur den Hemmschuh abgaben.

Wir und die übrigen Völker des Aufbruchs haben Geschichte gemacht. Wer aber Geschichte gemacht hat, versteht sie auch. Diese Erkenntnis bleibt nicht nur unserer Generation vorbehalten, die man nicht zu Unrecht mit dem gebrannten Kind vergleicht.

Sehen wir die heutige Lage Europas an, dessen Existenz vom Wohlergehen Deutschlands ebenso abhängt, wie ein Körper von der Gesundheit seines Herzens, dann werden wir verstehen, daß das deutsche Schicksal das

Leitschicksal des ganzen Kontinents geworden ist. Wir werden aber auch verstehen, daß diese Schicksalseinheit Europas eine ziemlich gleichmäßige Entwicklung seiner Teile voraussetzt, die ja alle in jener Krise schmachten, deren Analyse uns zu weiteren Prognosen befähigen soll.

Holen wir nicht zu weit aus, sondern beschäftigen wir uns mit jener feudalen Gesellschaftsordnung, die einstmals festgefügt in sich beruhte und von Banden zusammengehalten ward, die denen der Familie ähnlich sind. Ihre materielle Grundlage war der Boden, der erste jener drei Produktionsfaktoren, die nacheinander in Erscheinung treten werden und jeweils eine eigene Hierarchie ausbilden. Alles schien festgefügt und für die Ewigkeit erdacht. Und doch sollte es nicht sein. Der eigene Körper gebiert das Gift, das ihn zu Grunde richtet. Für die europäische Feudalgesellschaft war es das Geld, das diese zersetzende Rolle spielen sollte.

Der Produktionsfaktor Boden, als Grundlage der feudalen Gesellschaftsordnung, hatte seine Rolle kaum ausgespielt, da trat in Europa das Kapital als zweiter Produktionsfaktor ins Rampenlicht der Geschichte. Eine Feststellung ist dabei äußerst amüsant. Kaum ist der Kampf gegen die allmählich als unbillig empfundenen Vorrechte der Geburt zu Ende geführt, und zwar mit Hilfe des Geldes erfolgreich zu Ende geführt, sofort wird er vom Kampf gegen die nunmehr nicht minder aufdringlichen Vorrechte des Geldes abgelöst. Das hindert jedoch den Kapitalismus, so nannte man die neue Wirtschafts- und Gesellschaftsform, nicht im geringsten, sich in Europa mehr oder minder fest zu etablieren.

Die Umwälzung ist tiefgreifend. „Ehemals waren die Mächtigen im Staate, die Könige, die Barone, die Kirche, die Reichen gewesen: sie waren reich (an Sachgütern), weil sie mächtig waren, kraft ihrer Herrscherstellung in der Gesellschaft. Sie besaßen Machtreichtum. Das Geld bewirkt es nun, daß der Reichtum sich unmerklich seinem innersten Wesen nach wandelt. Der Geldbesitz als die abstrakte Form des Sachvermögens verleiht als solcher jedem, der ihn hat, Macht. Diese Macht stammt von nichts anderem als von der Tatsache her, daß jemand über eine Anzahl Geldstücke verfügt. Und diese aus dem (Sach)-Reichtum abgeleitete Macht tritt nun mit der Zeit ebenbürtig neben die aus den Herrschaftsverhältnissen fließende Macht, so sehr, daß sie diese staatlichen Herrschaftsverhältnisse schließlich gar aus eigener Kraft schafft. Es kommt dahin, daß die Reichen die Mächtigen werden. Es entsteht die Reichtumsmacht" (Sombart). Damit erreicht das Geld den Höhepunkt seiner Entwicklung.

Aus einem Diener ist es nach und nach zum Herrn der Wirtschaft und des Lebens geworden. Aus einem dienstbereiten Verwalter wird es zum eigenwilligen Gestalter, und aus einem gefügigen Träger der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen zum selbstherrlichen Präger ihrer Formen. Der Staat, der als Souverain in diese Entwicklung eintritt, verläßt sie als bloßer Nachtwächter; das Geld hingegen beginnt denselben Weg als kleiner Vertreter und beendet ihn als Souverain. Der ganze Ablösungsprozeß kann in Europa als vollzogen gelten, nachdem aus dem „Souverain" die „Souvereigns" geworden sind.

Aber auch der Kapitalismus ist nicht ewig und wir sehen ihn heute am Ende seiner Entwicklung von Krise zu Krise tappen. Damit sind wir bei der Gegenwart angelangt.

Heute geht auch der zweite Produktionsfaktor, das Kapital, und die darauf beruhende Gesellschaftsordnung ihrem Ende zu. Ein dritter Produktionsfaktor, die Arbeit, steht am Horizont der künftigen Entwicklung und mit ihm eine neue Gesellschaft und Wirtschaft.

Das Geld hat seine autoritäre Epoche schon längst überschritten. Die nach dem „Führerprinzip" organisierten Gesellschaften haben seiner omnipotenten Stellung den Garaus bereitet. Jeder ihm beigesellte Bezugschein bedeutete eine empfindliche Beeinträchtigung seiner Machtstellung, war ein dokumentiertes Mißtrauensvotum der Gesellschaft gegenüber seiner Wirtschaftsführung. Die Waage senkt sich zu ungunsten des Geldes und damit auch zu ungunsten des Kapitalismus.

Nun stehen wir in Europa an einem neuen Wendepunkt. Wir haben auf unserer „vertikalen Völkerwanderung" einen Weg durchmessen, der über zwei Gesellschafts- und Wirtschaftssysteme führte und der nunmehr in einen dritten mündet, dessen Umrisse sich bereits deutlich abzuzeichnen beginnen. Dieser Weg ist für alle Völker verpflichtend und es kann keine Stufe übersprungen werden. Nur zeitliche Divergenzen sind möglich.

Abschließend können wir zur Charakteristik der europäischen Gegenwartssituation folgendes festhalten:

Es gibt drei Produktionsfaktoren: Boden, Kapital und Arbeit. Zwei von ihnen haben sich im Laufe der europäischen Geschichte mit den ihnen zugehörigen Gesellschafts- und Wirtschaftsformen bereits überlebt. Wir stehen augenblicklich vor der Realisierung des dritten.

Die Ablösungsvorgänge waren jeweils immer sehr turbulent und mit weltweiten Kriegen verknüpft. Jedesmal aber war die Entwicklung unaufhaltsam, jedesmal mußte der Schritt zum Neuen gewagt werden. Keinem Volke aber kann ein Schritt auf jener vertikalen Völkerwanderung erspart werden, wenngleich die Völker verschieden sind, die den ersten Schritt tun müssen. Sie leisten dafür meist sehr hohen Blutzoll.

Der Kapitalismus und die kapitalistischen Mächte gehören der Vergangenheit an. Diese Erkenntnis ist bereits wissenschaftlich. Wer sich daher diesen Mächten verschreibt, verschreibt sich dem Untergang. Leider sind diese Binsenweisheiten noch nicht Allgemeingut geworden und daher herrscht eine ungute Verwirrung der Begriffe, gerade in den europäischen Regierungen. Man verwischt mit einer ungeheuren Propaganda die Konturen der Geschichte und verwechselt Staats- mit Gesellschaftsformen.

Daß sich die Entscheidung gegen die kapitalistischen Restbestände mit all ihren Schlagworten von Freiheit und Demokratie aussprechen wird, ist zweifelsfrei. Dafür sprechen schon jetzt hunderte Symptome. Ob und welche Rolle Europa dabei spielen wird, ist ungewiß. Hier sind noch mancherlei Imponderabilien der Geschichte ausständig. Eines erscheint indes trotzdem sicher: Weder der gesättigte Individualismus des Westens, noch der abstrakte Doktrinarismus des Ostens wird die Lösung erbringen. Beides sind ephemäre Extremformen, deren eine untergehen und deren andere sich ändern wird. Hier wird ein drittes erfordert, jene Resultierende, die erst den Sinn der Geschichte erfüllen wird.

GUSTAV RESATZ:

Das Handwerk als Bildungsstätte der Persönlichkeit

Daß die Werkstätte des Handwerkers eine Produktionsstätte ist und sein will, ist nur vordergründig richtig. Die lebendige Werkstätte ist mehr. Sie ist eine lebensvolle Gemeinschaft von Menschen, die in der Zucht des Werkgedankens, oft ohne es zu wissen, an ihrer menschlichen Vollendung arbeiten.

Denn an einem Werk schaffen heißt, sich um Vollendung bemühen. Fordert doch die Ganzheit, die dem Begriff ,Werk' anhaftet, Vollendung. Solange ein Werk nicht vollendet ist, ist es nicht ganz. Und vollendet wird ein Werk nur, wenn im Werkschaffenden über alle das Werk gefährdenden Eigenschaften wie Ungeduld, Trägheit, Gleichgültigkeit, Unaufmerksamkeit, Mangel an Selbstkritik usw. der Drang nach Vollendung triumphiert, wenn das Streben nach Vollkommenheit jene minderwertigen Eigenschaften verdrängt und allmählich ganz ausschaltet. So arbeitet der Vorgang des Schaffens am Werk wie am Menschen gleicherweise.

An einem Werk schaffen heißt also nicht, der Quantität, der Zahl, dem reinen Nutzen dienen, sondern, in den meisten Fällen unbewußt, einem Zug der Seele gehorchen, der seinen Ausdruck finden will in einem Werk. Ein Werk ist kein Gegenstand schlechthin, den man da oder dort hinstellen kann, der in jedem Raum, an jedem Platz, zu jeder Zeit, unter allen Völkern seinen Wert hat. Ein wirklich vollendetes Werk ist einmalig, hat nur einen bestimmten Platz und gehört zu einer bestimmten Zeit, es ist unwiederholbar. Es ist ein aus bedachtsamem menschlichem Mühen und Ringen gewachsenes Ding, das sich darum organisch einfügt in gewachsene Welt. Es ist ein Gebilde, das im Sinne organischen Lebens geworden ist und seine Umgebung nach diesen höheren Gesetzen wachsend mitverwandeln kann.

Und betrachtet man nun den Menschen, der ein solches Werk schuf, so verlangt dieses Werkschaffen schon von ihm den inneren Einklang mit der Gesetzlichkeit des Lebens schlechthin, denn seine Hände, seine Seele und seine Intelligenz schufen ja als Ausdruck dieses geruhigen Einklangs das Werk. Der werkschaffende Mensch braucht keine Zerstreuung; denn sein Leben heißt Sammlung. Er braucht kein sogenanntes ablenkendes Vergnügen, da sein gelungenes Werk ihm eine reinere Freude gibt. Sein Leben ist reich und erfüllt sich im Werk. Seine Arbeit ist nicht Fron, auch wenn sie verwertet wird, um dem Lebensunterhalt des Handwerkers zu dienen. Der echte Werkschaffende ist in sich zufrieden und ein gelungenes Werk strahlt seinen Glanz auf ihn zurück. Ohne es in den meisten Fällen wissen oder sagen zu können, lebt er unter dem Segen des Wahrwortes: daß die Seele des Menschen im Geben reicher wird. Denn sein Werkschaffen ist ein stän-

diges Geben, ein ständiges Sichhineingeben und Darleben im Werk. Er ist somit ein wahrhaft Dienender und Opfernder und darum im letzten Grunde ein frommer Mensch. Er ist am weitesten entfernt vom marktschreierischen Gedränge um das Götzenbild der Macht. Er wird nicht gepeinigt von der rasenden Jagd nach dem Profit und kennt nicht die seelische Leere derer, die von Sensation zu Sensation taumeln, nur um die Angst vor der Leere zu betäuben; denn stünden jene einmal ihr völlig preisgegeben gegenüber, so würde es für sie den Tod bedeuten, weil sie einer solchen Situation nichts entgegenzustellen hätten.

Wir haben die Extreme einander gegenübergestellt: den Menschen, der völlig seinem Werk dient und an ihm sich vollendet und den Menschen, der, ein Opfer der ziel- und sinnlosen Hast unserer Zeit, sein inwendiges Selbst verliert und nur mehr mit der äußeren Abwechslung der Ereignisse sein ausgezehrtes Dasein füllt.

Nun, und wo gibt es den so ideal gezeichneten Handwerker noch? Oder können wir uns ihn nur mehr aus den musealen Hinterlassenschaften der Vergangenheit rekonstruieren? Eines ist gewiß: in unserer Zeit gibt es noch Menschen, die aus Freude an der Arbeit arbeiten und einen Beruf aus Neigung zu ihm gewählt haben. Und diese beiden Anlagen sind die ersten Voraussetzungen zu jenem Menschentyp, den wir gezeichnet haben.

Doch müssen wir noch genau unterscheiden zwischen Handarbeiter und Handwerker. Beide, der Handwerker sowie der Handarbeiter leisten ihre Arbeit mit der Hand ohne Zuhilfenahme der Maschine. Beim Handarbeiter ist die Arbeit meist eine bloße Tätigkeit, während sie beim Handwerker im letzten Grunde ein schöpferisches Wirken bedeutet. Der Wertakzent, der uneingeschränkt den Handwerker hervorhebt, liegt nicht auf seiner Betätigung mit der Hand, sondern erfährt erst seine wertbildende Kraft aus dem W e r k. Ein Werk zu bilden oder zu schaffen heißt vor allem ein G a n z e s schaffen und bilden. Ein Ganzes ist nicht die Summe seiner Teile, sondern die Art des Zusammenhaltes und Zusammenhanges der Teile und der Sinn dieser Art sind es erst, die die Summe der Teile zu einem lebendigen Ganzen machen. Erst aus diesem Gesichtswinkel gesehen wird die Handarbeit zur handwerklichen Arbeit.

Die Maschinenarbeit wird erst rentabel beim sogenannten Massenartikel. Erst in der Massenerzeugung kann sich das Maschinenpotential voll auswirken. Der Wert der handwerklichen Arbeit dagegen liegt in der leichten Anpassungsfähigkeit an ständig neue Gegebenheiten bis zu persönlichsten Wünschen, denen die Maschine ganz wesentlich schwerfälliger gegenübersteht bzw. gar nicht nachkommen kann, oder sie erreicht ihr eigentliches Ziel, die Rentabilität, nicht. Gegenüber dem Massenartikel hat jede handwerkliche Arbeit, weil sie von einem lebendigen Wesen ausgeübt wird, wenn man so sagen kann, höchstpersönliche Züge, entfernt vergleichbar der persönlichen Handschrift. Und je ausgeprägter diese persönlichen Züge sind, um so eigenartiger wird der Gegenstand beschaffen sein und damit um so wertvoller weil einmaliger. Dem Handwerker allein gebührt das Feld der sogenannten Qualitätsarbeit und zwar gesehen von der menschlich-seelischen Seite her. Viele Fabriken erzeugen am laufenden Band mit Automaten und

maschinellen Behelfen, die den Menschen fast entbehrlich machen, sogenannte „Qualitätsware". Die Qualität wird hier aber bestimmt durch die Präzision der Herstellung, der Haltbarkeit und von der dem Zweck am meisten entsprechenden Dienstbarkeit. Dies sind durchaus Qualitätswerte, aber alle sind untergeordnet dem Prinzip der reinen Nützlichkeit. Diese Art der Qualität weiß nichts vom Sinn und von der Seele eines vom echten Handwerker hergestellten Gegenstandes. Die guten Fabrikerzeugnisse sind zwar ungemein brauchbar, fest, dauerhaft, aber zum weitaus überwiegenden Teil seelenlos. Eine Maschine kann zwar Geist, Witz und unerhörte Klugheit verraten, jedoch ist sie selber ein seelenloses Ding, das immer nur gleichförmig das hervorbringt, was der Konstrukteur mit ihr beabsichtigte. Was aber selbst seelenlos ist, vermag nichts Seelenvolles hervorzubringen.

So finden wir heute fast nur mehr auf jenen Gebieten des Handwerks, die an das Kunsthandwerk grenzen oder schon in es hineinwachsen, noch das, was wir unter einem echten Handwerker verstehen. Bei jenen Erzeugnissen, bei denen Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit vorwalten, steht der Handwerker schon mehr auf der Seite der bloßen Erzeuger. Dies aus dem einfachen Grunde, weil er ja mit der Maschinenerzeugung auf irgendeine Weise konkurrieren muß, während auf jenen Gebieten, die, wenn auch nur wenig sichtbar, ins Kunsthandwerk irgendwie hineinragen, die Konkurrenz der Maschine immer ungefährlicher wird, je weiter sie dem Künstlerischen verhaftet sind.

In früheren Zeiten, da die Maschine noch kaum eine Rolle spielte wie heute, trug jedes Handwerk irgendwie die Farbe eines Kunsthandwerks, und somit war neben dem Wertakzent der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit die Beseeltheit des Gegenstandes, d. h. seine Schönheit, mitentscheidend innerhalb der Konkurrenz der einzelnen Handwerker untereinander.

Es ist sonderbar, daß in unserer Zeit, da die sogenannte Persönlichkeit schon außerordentlichen Seltenheitswert bekommen hat, überall sehr laut vom Wert eines solchen Menschen und von der Notwendigkeit der Erhaltung der Persönlichkeit geschrieben, gleichzeitig aber alles verhängnisvolle Tun weitergetrieben wird, um das Bestehen vorhandener Persönlichkeiten weitgehendst zu gefährden, und daß ihr Entstehen, Wachsen und Reifen durch die ungezügelte Mechanisierung unseres Lebens verhindert wird.

Es scheint der letzte Sinn und das Ziel dessen, daß es Persönlichkeit gibt, darin zu liegen, in die Zeit neue Gedanken und Impulse hineinzutragen, durchzukämpfen oder zu fixieren. Und das scheint auch der Grund zu sein, warum man heute so sehr nach ihr ruft. Denn aus der gleichgeschalteten Masse heraus können die Antriebe nicht kommen, und noch vorhandene Antriebe aus irgendeiner Vergangenheit heraus erlahmen an der Trägheit der Masse. Man kann wohl nach bestimmten Gesichtspunkten die kollektive Masse erziehen — im schlimmen Sinne dressieren — und für jede Gegebenheit brauchbare Typen formen dank der heute weit verbreiteten Suggestibilität der Massen. Man kann sie als brauchbare und leicht auswechselbare Bestandteile der Riesenmaschine Staat, Industrie oder wie all die fast vollmechanisierten Riesenapparate heißen mögen, verwenden, aber man kann Niemanden zu einer Persönlichkeit erziehen oder formen; denn das Wesentliche einer solchen muß angeboren sein. Das Einzige, was die Erziehung vermag, ist, dieses Wesent-

liche zu hüten, zu nähren, zu klären und zur Reife zu bringen. Das setzt allerdings bei der Erziehung viel Weisheit, Einsicht und überhaupt den Willen, den ernsten Willen nämlich zur Persönlichkeit voraus. Und eines muß ihr vor allem gegeben werden, was gerade in der heutigen Zeit am wenigsten zugestanden wird: Freiheit der Entfaltung und nicht nur die Freiheit allein, sondern auch den Raum und die Mittel.

So sollten vor allem jene Lebenszentren eine echte und ausreichende Förderung genießen, die tauglich sind, einen Nährboden für Persönlichkeitsbildung abzugeben. Einer von ihnen ist das echte Handwerk. Es zeichnet sich vor manchen anderen Möglichkeiten zur Persönlichkeitsformung besonders aus. Es ist an die Realität eines naturgewachsenen Werkstoffes gebunden, der quasi wie die mahnende Stimme menschenunabhängiger Natur der Willkür des Menschen eine unabweisbare Schranke setzt, ihn auf diese Weise bändigt und zu einer natürlichen Gesetzmäßigkeit immer wieder hinführt. Der echte Handwerker prägt natürlich seinem Werk seine Eigenart auf, aber umgekehrt hat auch dieses Werk oder besser gesagt die Seele des Werkes ihr Eigenleben. Und soll nun das Werk in einem möglichst hohen Grade vollkommen geschaffen werden, wird die Seele des Werkes dem Handwerker zum Gesetz, was neben der Gesetzlichkeit des naturgewachsenen Werkstoffes eine zweite Schranke bedeutet, an der der Mensch wächst und reift oder als untauglich erkannt wird. Und diese beiden Erziehungsfaktoren oder Schranken haben ein gemeinsames Merkmal: sie erlahmen nicht und sind unausschöpflich und begleiten den tätigen Handwerker sein ganzes Leben lang. Und so wird in Zusammenspiel, Widerspiel und Ausgleich von Schaffen auf der einen und Werden auf der anderen Seite, von Wille zum Werk und Widerstand des Werkstoffes nicht nur Werk um Werk, sondern auch eine Persönlichkeit, die mit jedem gelungenen neuen Werk einen Ring mehr ansetzt wie ein Baum, der mit jedem Jahresring mehr er selber wird. So sehr der Handwerker sein Leben in sein Werk hineingibt, so sehr fließt ihm echtes Leben aus dem Werkstoff und der Seele seines Werkes zu. Und an dieser polaren Wechselwirkung wachsen beide, das Werk und der Mensch.

CARL CARLSSON:

Bäuerliche Lebensordnung und Technik

In allen Ordnungen unserer Vorväter steht stets der Mensch im Mittelpunkt aller Wertungen. Soweit der Mensch auch eine sachliche Wertung erfährt, z. B. hinsichtlich seiner Arbeit und seines Könnens, werden beide nur in bezug auf seine Persönlichkeit bewertet; niemals wird mangelnder Persönlichkeitswert mit sachlich-fachlichem Können entschuldigt. In den Zünften der Handwerker wird niemals jemand Meister allein auf Grund seines handwerklichen Geschickes, sondern er muß sein Handwerk beherrschen und außerdem als Persönlichkeit auch einen Meister darstellen. Die Beziehungen der Menschen blieben in ihren Wertungen stets menschlich, und mithin kennzeichnen auch ihre Gemeinschaftsformen stets dieses Menschliche. Wer mit jemandem bei Tisch oder sonstwo etwas zusammen „genießt", ist sein „Genosse", denn sie haben etwas zusammen „genossen". Wer sich zu jemandem „gesellt", ist sein „Geselle", und die Gemeinschaft solcher Gesellen bildete die „Gesellschaft". „Gemeinschaft" — „Genossenschaft" — „Gesellschaft" waren sehr klare Begriffe für menschliche Daseins- und Lebensformen in einer menschlichen Ordnung.

Heute ist das alles anders geworden. Von der „Genossenschaft" bezieht man vielleicht seinen Kunstdünger, während der „Genosse" im öffentlichen Sprachgebrauch bereits etwas anrüchig Parteipolitisches an sich hat. Bei bäuerlichen Festversammlungen fällt auch einmal das Wort vom „Stand", wobei die Bauern aber mehr an den Milchpreis denken als an die menschlichen Beziehungen untereinander, während die Jungbauern sich heute darunter überhaupt nichts Rechtes mehr vorstellen können. Soweit man den menschlichen Beziehungen überhaupt noch eine Bedeutung zukommen läßt, verweist man diese auf die Familie oder bestenfalls an die Kirchengemeinde.

Woher kommt nun eine solche Wandlung und völlige Umwertung der Beziehungen innerhalb menschlicher Gesellschaften, insbesondere innerhalb der bäuerlichen Dorfordnungen? Warum wurden früher alle menschlichen Beziehungen zueinander „menschlich" gesehen, während heute alles „versachlicht" zu sein scheint, so daß selbst die Kirchen bereits Mühe haben, wenigstens in ihrem Zuständigkeitsbereich das Menschliche vor dem Sachlichen zu retten? Wir wollen die Antwort vorwegnehmen: Die große Revo-

lution all unserer menschlichen Daseinsformen geht letztlich auf den Siegeszug der Technik zurück. Die Technik erzwang die Auflösung jahrhundertealter, ja, jahrtausendalter gewachsener, menschlicher Daseinsformen oder überrannte sie kurzerhand. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie sozusagen schlagartig das Leben auf einem verkehrsfernen, abgelegenen Bauernhof sich wandelte, sobald der Bauer sich ein Auto zulegte. Das ist ein ganz einfaches Beispiel.

Als die Dampfmaschine erfunden wurde, waren plötzlich Kohlen- und Eisenlager entscheidender als die dort bis dahin geltenden menschlichen Daseinsformen. Eine Industrie schoß empor, die die bisherigen Gewerbe- und Zunftordnungen einfach sprengte. Die Beziehungen der Menschen zueinander mußten neu geregelt werden, und diese Beziehungen mußten vernünftig in bezug auf die sachliche Notwendigkeit dieser Industrie geregelt werden. Die Vernunft regierte und richtete sich nach dem Sachlichen aus. Die Technik erzwang dies, denn ihre sachlichen Zweckmäßigkeiten bestimmten das Vernünftige. Nicht etwa die Revolution von 1789 in Frankreich, die die Vernunft auf den Thron setzte, gebar das Zeitalter der Technik, sondern es brachen in dieser Revolution nur die Ideen hervor, welche die längst angelaufene Technik für ihren Siegeszug benötigte. Diese Entwicklung, die das Vernünftige und das Sachliche in den Vordergrund stellte, löste die alten menschlichen Ordnungen, erst langsam und zögernd, dann in immer schnellerem Tempo auf und ersetzte sie durch „Organisationen". Eine Organisation regelt stets nur die sachlichen Beziehungen der Menschen zueinander.

Solange die Dampfmaschine die alleinige Kraftquelle war — Dampfkessel — Eisenbahn — Dampfschiff — geht diese Entwicklung im XIX. Jahrhundert zwar flott voran, doch halten sich daneben, wenigstens in vielen Gebieten, auch noch die alten Ordnungen; zum mindesten wehren sich diese alten Ordnungen der menschlichen Gesellschaften gegen ihre Auflösung durch die Technik. Als aber zu Beginn unseres Jahrhunderts der Explosionsmotor erfunden ist und der Elektromotor dazu kommt, zerreißt die technische Revolution alle Dämme und bricht wie eine Sturmflut über alle menschlichen Daseinsformen herein. Auf einmal wird alles fragwürdig, was menschliche Beziehungen untereinander anbetrifft, es schwankt der Boden aller Bewertungen, auf dem man bisher stand: man glaubt in ein Chaos aller bisherigen Wertungen hineingeraten zu sein. Der einzelne Mensch reagiert je nach seiner Art hierauf: Während der eine verzweifelt verteidigt, was er als gut von seinen Vätern übernommen hat, stürzt sich der andere mit einem Kopfsprung in den Strudel, „bejaht" die neue Zeit und schwimmt davon; der nächste wird stumpf und ein anderer betet. Selbst in das reine Wirtschaftsgefüge eines Bauernbetriebes hat die Technik auflösend in alle alten Vorstellungen eingegriffen. War noch etwa zur Zeit des I. Weltkrieges die Tatsache feststehend, daß der Bauernhof ein geschlossener Wirtschaftsorganismus ist, dem Rhythmus der Jahreszeiten verhaftet, seine betriebswirtschaftlichen Einzelheiten unter solchen Gesichtspunkten aufeinander abstimmend, so hat sich heute praktisch auch diese letzte Vorstellung eines organischen Wirtschaftsdenkens aufgelöst. Der Bauer ist kein Bauer mehr im alten, guten Sinne dieses Wortes: er ist ein „Betriebsleiter" geworden, der sich nach den Gesetzen eines Marktes richtet. Der Markt ist sein

Oberherr geworden, dessen Gesetze sind Trumpf und nicht mehr die göttlichen Gesetze der Natur. Und der Markt, den die sich perfektionierende Technik über die Verkehrsfragen, die Lebensmittelindustrie, die Konservenprobleme usw. in immer wieder neuen Gesetzmäßigkeiten schillern läßt, zwingt damit den Bauern unter eine immer oberherrlicher werdende Markthörigkeit, gegen welche die spätmittelalterliche, grundherrliche Hörigkeit beinahe wie ein Kinderspiel wirkt. Man mache sich da gar nichts vor: Wenn seine Hoheit, der Markt, es befiehlt, vergewaltigt der „Betriebsleiter" ohne Wimperzucken die organischen Naturgesetze seines Hofes: aber damit ist der Betriebsleiter kein Bauer mehr, und wenn er sich noch so betont diesen Namen als Berufsetikett zulegt: er merkt nicht einmal, daß er bäuerliche Maskerade treibt. Die Folge davon ist das Auseinanderfallen des betriebswirtschaftlichen Denkens in ein Spezialistentum, das sich auf betriebswirtschaftliche Sondergebiete ausrichtet und einschränkt. Während der eine nur noch Tierzüchter sein will, schwört der andere auf Zuckerrüben, auf Gemüsebau oder auf sonst etwas. Ganz wie die Verhältnisse am Ort oder die besondere Neigung und Begabung es mit sich bringen, sucht sich die heranwachsende Jungbauernschaft irgend ein dem Einzelnen liegendes Sondergebiet aus. Dabei merkt er dann schon gar nicht mehr, wie er das echte Gefühl für die Kräfte der Ganzheit in einem bäuerlichen Betriebsorganismus in sich verkümmern läßt: am deutlichsten wird das bei solchen Jungbauern sichtbar, die dem modernen Zug der Zeit zur Technik verfallen und ganz im Technischen aufgehen. Alle Gaben und Anlagen eines Menschen wollen geweckt, gepflegt und entwickelt werden, wenn sie sich entfalten, wenn sie nicht verkümmern oder gar eingehen sollen. Das Gesetz vom Gebrauch oder Nichtgebrauch von Kräften und Anlagen beherrscht hier den Menschen durchaus. Das Empfinden für organische Ganzheiten will ebenso gepflegt sein, wie das Wissen um technische Konstruktionen. Sonst verkümmern auch noch die letzten Empfindungen dafür, daß der bäuerliche Betrieb ein Organismus war und auch heute noch sein soll, der nur von seinem Ganzen her in seinen Teilen gewertet werden kann, darf und muß. Manche Jungbauern und gar die Vertreter betriebswirtschaftlicher Spezialgebiete ähneln heute schon eher motorisierten Nomaden, die für ihr Sondergebiet abgrasen, was immer dafür verwertbar erscheint, als Treuhändern echten bäuerlichen Denkens. — Die immer wieder zu hörende Frage lautet daher: Ueberrollt uns die Technik wie ein Verhängnis, oder gibt es nicht doch einen Ausweg, der Technik auch wieder Herr zu werden, sie als Dienerin zu beherrschen, so, daß sich die Beziehungen der Menschen auch wieder menschlich und nicht nur sachlich-technisch regeln lassen?

Wir glauben, daß es einen solchen Ausweg gibt. Um ihn zu erläutern, wollen wir kurz die Beziehungen dieser technischen Entwicklung in der Landwirtschaft zum Bauern betrachten. Solange die Dampfmaschine regierte, brach die Technik nur über den Dampfpflug in die Landwirtschaft ein. Der Einsatz des Dampfpfluges erforderte ein hierfür geeignetes, ebenes Gelände, und so hält er seinen Siegeszug erst einmal in Gegenden, die für ihn günstig sind, wie USA — Aegypten — Rußland. Niemand anders als der Gründer unserer Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Max Eyth, hat diese Entwicklung in seinem Buche „Hinter Pflug und Schraubstock" sehr genau geschildert. Das Kennzeichen dieser Entwicklung ist aber fol-

gendes: Kohlenfeuerung und Dampfkessel erfordern große Geräte, was wiederum große, starke, landwirtschaftliche Folgegeräte erzwingt. Deren Einsatz war nur auf der größeren Fläche rentabel, daher entwickelte sich diese Technisierung der Landwirtschaft in den Gebieten der großen Ebenen, mit freiem Spielraum: vorwiegend USA und Rußland. Wo die Betriebsgrößen in an sich ebenen Gebieten dieser Entwicklung entgegenstanden, entwikkelte sich die Neigung, die mittleren und kleineren landwirtschaftlichen Betriebe in einen landwirtschaftlichen Großbetrieb aufgehen zu lassen: in „Ostelbien" konnte diese Entwicklung im 19. Jahrhundert gut beobachtet werden. Wo aber das Gelände dieser Entwicklung ungünstig war, wie in den Gebieten der deutschen Mittelgebirge und den Tälern des Hochgebirges, kann man in jener Zeit von einer Technisierung unserer Landwirtschaft in diesem Sinne überhaupt nicht sprechen.

Das wird schnell anders, als der Explosionsmotor erfunden ist, und nun der Motor und seine Geräte in die Landwirtschaft eindringen. Auf dem Motor aufgebaute Geräte gestatteten auch in solchen Gebieten technisch voran zu kommen, die dem Dampfpflug bisher verschlossen blieben. Diese Entwicklung haben die älteren Jahrgänge unserer Bauernschaft ja noch selber miterlebt.

Das Kennzeichnende ist nun, daß zwar der Motor viel handlichere und geländegängigere Geräte zu konstruieren gestattete, trotzdem aber doch die Richtung der landwirtschaftlichen Maschinenindustrie im großen und ganzen dem Wege folgte, der mit der Entwicklung des Dampfpfluges eingeschlagen wurde. Man blieb beim großen Gerät und konstruierte die landwirtschaftlichen Maschinen zur Verwendung im größeren Betrieb oder gar landwirtschaftlichen Groß-Betrieb: Man denke an die sowjetische Kolchose oder die USA-Weizensteppen. Auf einem kleineren oder mittleren deutschen Bauernhofe waren diese Maschinen gar nicht einsetzbar. So war es denn kein Wunder, wenn etwa in der Mitte der zwanziger Jahre ganz allgemein der Ruf ertönte: Bauernhof und Technisierung der Landwirtschaft widersprechen sich; der Bauernhof ist überlebt und muß dem Großbetrieb mit modernem Maschineneinsatz weichen, wie ja auch das Segelschiff dem Dampfschiff hat weichen müssen. Tatsächlich schien das Ende des Bauernhofes nahe zu sein. Die Technik war drauf und dran, auch dieses letzte Bollwerk einer gewachsenen menschlichen Daseins-Ordnung zu überrennen. Wer die zwanziger Jahre bewußt miterlebt hat, wird sich erinnern, wie endgültig das Urteil über den Bauernhof bereits gefällt war. Man brauchte den Bauern zwar noch für die Stimmzettel der Parteien, aber ihm ernsthaft eine Zukunft zuzubilligen, gehörte bereits in das Gebiet belächelter Romantik.

In den dreißiger Jahren setzte sich aber in Fachkreisen plötzlich ein neuer Gedanke durch. Es ist eigentlich ein ganz simpler Gedanke, und doch ist es einer der entscheidendsten jener Zeit überhaupt. Warum, so fragte man sich, soll der Bauernhof eigentlich der Technisierung der Landwirtschaft zum Opfer fallen? Der Explosionsmotor und der Elektromotor gestatten doch, so kleine Maschinen zu konstruieren, daß sie dem Bauernhof eingegliedert werden können. Es kommt darauf an, dies erst einmal klar zu sehen und als Aufgabe zu erkennen, dann werden sich auch Mittel und Wege finden lassen, um die Technik in den Bauernhof einzufügen, statt den

Bauernhof der Technik zu opfern ... Da die Zeit der dreißiger Jahre solchen Gedankengängen günstig war, erhielt etwa Mitte der dreißiger Jahre das RKTL (Reichskuratorium für Technik in der Landwirtschaft) den Auftrag, an diese neue Aufgabe ganz systematisch heranzugehen. Das damalige RKTL hat diese Aufgabe meisterhaft bewältigt, was 1945 selbst die Fachleute aus USA bewundernd zugaben. Man darf ruhig sagen, daß das, was als Technisierung des Bauernhofes möglich geworden ist, praktisch in seinen Wurzeln auf jene stille, systematische Arbeit des RKTL zurückgeht.

Das hört sich heute alles sehr selbstverständlich an. Aber kaum jemand macht sich klar, daß hierbei etwas ganz Wesentliches, ja Grundsätzliches geschehen ist. Was ist geschehen? Nun, dem fast dämonisch und unaufhaltsam wirkenden Einbruch der Technik in alle gewachsenen menschlichen Daseinsordnungen, ist hier erstmalig ein ganz entschiedenes „Halt" zugerufen worden, ein: „Bis hierher und nicht weiter!" Und die Technik hat sich gebeugt. Menschlicher Geist und menschlicher Wille zwangen die Technik erstmalig, auf gewachsene menschliche Ordnungen Rücksicht zu nehmen und sie nicht vermittels Zweck-Organisationen zu überrennen. Man muß einen Augenblick in Ruhe über diese Tatsache nachdenken, um sich klar zu machen, daß dies genau so revolutionierend gegenüber der bisherigen technischen Entwicklung gewesen ist, wie die technische Entwicklung bisher revolutionierend in alle menschlichen Gemeinschaftsformen einbrach. Am deutschen Bauernhofe kam die Entwicklung zum Stehen. Die anderen Länder folgten erst später, wenigstens dort, wo die bewußte Erhaltung der kleinen und mittleren Betriebe dabei eine Rolle spielte.

Soweit ist diese Sache klar! Aber wie soll die Entwicklung nun weitergehen? Es bleiben ja sowieso eine Reihe von Fragen offen, wie die Maschine z. B. agrarpolitisch zu bewerten ist. Man braucht nur auf heutige Schlagworte wie „Bodenreform", „Lastenausgleich", „Kleinstbetriebe", „Maschinengenossenschaften" usw. hinzuweisen, um sich mitten in den Meinungswirrwarr zu begeben. Uns soll das hier vorläufig nicht beschäftigen. Wir wollen eine andere Frage stellen: Wenn es schon gelungen ist, am Problem des Bauernhofes der Technik und ihrer Eigengesetzlichkeit das Gesetz aus der Hand zu reißen und die Technik wieder zur Dienerin einer lebendigen Ordnung werden zu lassen, gibt es dann nicht vielleicht auch einen Weg, um die bisher immer „sachlicher" gewordenen Beziehungen der Menschen wieder zu „vermenschlichen"? Kann vom Bauernhof her nicht vielleicht auch wieder eine neue menschliche „Ordnung" aufgebaut werden?

Wir glauben, diese Frage bejahen zu dürfen. Wir glauben, daß die Bauernschaft in der Lage ist, ihr Bauerntum zu behaupten, wenigstens gegenüber der technischen Entwicklung, und daß sich daraus ein Weg zeigt, zu neuen, menschlichen Ordnungen zu kommen. Denn dem Bauern kommt heute ein ganz entscheidender Verbündeter zu Hilfe: Der Boden, der Acker.

Wie ist das zu verstehen? In den letzten 100 Jahren haben landwirtschaftliche Betriebslehre und Landwirtschaftswissenschaft eine Entwicklung genommen, die zu gewaltigen Steigerungen der erzeugenden Nahrungsmittelmengen führten. Darauf sind wir alle auch sehr stolz. Aber es geriet eine uralte, bäuerliche Weisheit etwas sehr in Vergessenheit, nämlich,

daß der Acker etwas Lebendiges ist. Man betrachtete den Akker als mineralisches Gemengsel und glaubte, das Rätsel der Pflanzenernährung vom chemischen Laboratorium aus meistern zu können. Man wirtschaftete fröhlich darauf los, und die steigenden Produktionsziffern schienen zunächst auch dieser „modernen" Einstellung zum Boden durchaus Recht zu geben. Man sah nicht, daß man seine landwirtschaftliche Leistungssteigerung vorwiegend auf einem Raubbau am Boden aufbaute.

Der Boden nahm das schließlich übel: Der Boden rächte sich, ja, er rächte sich sogar gründlich. Zunächst stellte man verwundert abnehmende Bodenerträge fest. Das war nicht einmal das schlimmste. Vielfach flog der Boden einfach davon und hinterließ eine Wüste. Ganze Landgebiete wurden unbrauchbar für die Landwirtschaft oder verwüsteten derartig, daß die Menschen sie verlassen mußten. In USA allein ist das Gebiet bereits größer als das alte deutsche Reichsgebiet, das restlos, auch in den Städten, von Menschen geräumt werden mußte und sich heute im Landschaftsbild wie die Saharawüste Afrikas ansieht. Obwohl die USA jährlich eine Milliarde Dollar verlorene Zuschüsse bezahlen, um den Verwüstungsprozeß aufzuhalten, geht immer noch täglich eine Fläche so groß wie ein Hof von 500 preußischen Morgen dabei verloren. Diesen Vorgang bezeichnet man mit „Erosion". Die Erosion ist nicht auf USA beschränkt; sie bedroht alle alten und neuen Kulturländer. Auch wir in Deutschland kennen bereits Gebiete mit handgreiflichen Erosionsschäden. Aber auch die etwas mildere Form der Erosion, die „Versteppungsgefahr", bedroht uns bereits erheblich. Und die Vorstufe der Entwicklung zur Erosion, die „Gare-Schäden" im Acker sind schon vielfach in Deutschland zur chronischen Krankheit der Aecker geworden.

Auf welche Ursachen geht dieser Vorgang eigentlich zurück? Nun, die Ackerkrume ist eben keine tote Materie, sondern sie ist etwas durchaus Lebendiges: sie ist eine in sich verflochtene Vielfalt und Lebensgemeinschaft unterschiedlicher Klein-Lebewesen, die irgendwie alle im Zusammenhang miteinander stehen und deren Wirken und Auswirkungen im Boden als Ganzem das bewirken, was wir die „Fruchtbarkeit" des Ackers nennen. Indem die moderne Landwirtschaft diese Tatsache übersah, entzog sie mit ihren Maßnahmen dieser Klein-Lebewelt ihre Lebensbedingungen. Der Boden verarmte an Lebendigem, und damit war der Weg frei in die Erosion.

Unsere Vorväter sahen in dieser Frage noch klar, auch ohne Wissenschaft. Sie sprachen daher vom „Mutterboden", den sie dem „toten Boden" gegenüberstellten. Das ist ganz richtig ausgedrückt. Denn aus „mütterlichen Bodenkräften" kommt der Pflanze die Kraft, die sie wachsen, blühen und Frucht tragen läßt. Daher mußte und sollte der Acker „gar" sein, er mußte „Gare" haben, ehe man ihm den Samen anvertraute. Ohne Gare, ohne gar zu sein, war der Boden für die Pflanze sozusagen nicht genießbar. Das war auch wieder richtig ausgedrückt, denn die Mutter in der Küche weiß es ja auch, daß die Mahlzeit erst „gar" sein muß, um genossen werden zu können. Das Gesetz des Ackers, des Mutterbodens, ist das Lebendige. Ackersmann sein heißt, die Lebensgesetze des Ackers kennen, pflegen und entfalten.

Mag man der Technik nun soviel zutrauen, wie man will, aber das Lebendige hegen, pflegen und entfalten, vermag sie eben nicht. Das vermag

doch nur der Mensch, soweit er etwas davon versteht. Dabei kann er sich der Technik zur Arbeitserleichterung bedienen, aber das ist auch alles, was die Technik zu diesem Problem beizusteuern vermag. Der Mittler zwischen den Lebensgesetzen des Ackers, dem Lebendigen im Boden und dem Segen des Bodens kann immer nur der Mensch sein. Dieser Mensch ist der Bauer seither, und das bleibt der Bauer in alle Zukunft hinein. In dieser Beziehung läßt sich das Grundgesetz unserer Welt nicht wandeln, am allerwenigsten durch die technische Entwicklung. In den Fragen der Hege und Pflege des Bodens verliert die Technik ihren Götzen-Thron und muß sich bequemen, herabzusteigen und Dienerin zu werden. Am Bauerntum bricht die Herrschaft der Technik zusammen. Wo aber etwa der Mensch in geistiger Verblendung diese Tatsache nicht wahrhaben will und lieber den Bauern zugrunde gehen läßt, als dem Götzen „Technik" den Gehorsam aufzukündigen, da gräbt dieser Mensch sich selber sein Grab, denn dann bricht auch das Gefüge aller Kultur zusammen, und Erosion, d. h. Steppe und Wüste, breiten sich dort aus, wo bisher fruchtbare Fluren die Vielfalt der Menschen ernähren. In dieser Frage gibt es keine halben Entscheidungen, sondern nur ein klares Entweder — Oder. Wer das nicht glaubt, der unterziehe sich einmal der Mühe, die Veröffentlichungen des Erosions-Referenten bei der UNO zu studieren. Er wird mit Erschrekken die stetig sinkende Kurve der Welt-Ernährungsproduktion innerhalb der letzten zehn Jahre zur Kenntnis nehmen müssen. Die Erosion ist heute zur Weltgefahr der Menschen geworden.

Damit kehren wir zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück. Denn, wenn wir festgestellt haben, daß sich am Bauerntum, als wohlverstandenem Hüter des Lebensgesetzlichen im Boden, die Technik erstmalig in ihrem Siegeslauf gehemmt sieht, ja, zur Dienerin herabgezwungen wird, dann hat das Menschliche beim Menschen nicht nur erstmalig wieder über die Technik gesiegt, sondern dann ist auch der Weg frei, daß auf dem Boden des Lebensgesetzlichen die Menschen untereinander wieder zu menschlichenOrdnungen kommen und nicht nur, wie bisher, zu zweckgebundenen, sachlich ausgerichteten Organisationen. Der Bauer steht damit in der vordersten Front des Kampfes um neue menschliche Daseinsformen. Er ist gewissermaßen der Pionier dieser Entwicklung. Denn nur vom Acker aus und von seinen Lebensgesetzlichkeiten her werden neue, organische Lebensordnungen wiedergefunden werden können. Diese Erkenntnis leitet auch ein neues Verhältnis eines Volkes zu seinem Bauerntum ein.

GEORG RIEGEL:

Klassenbewußtsein oder Leistungsstolz?

Klassenbewußtsein“ und „Leistungsstolz“ sind an und für sich nichts anderes als zwei Begriffe für bestimmte, wertbetonte Weisen des individuellen Erlebens; aber trotzdem wird jeder, der ihnen begegnet, von der geradezu unheimlichen Dynamik angerührt, auf welche eben diese Wertbetonung zurückweist. Läßt sie ja doch den ganzen gesellschaftlichen Hintergrund aufbrechen, aus dem heraus solches Erleben überhaupt erst möglich wird: den gesellschaftlichen Hintergrund des kämpferisch bewußten, drohend zusammengeschlossenen Weltproletariats einerseits und die ihrer Leistung vor sich selbst und vor ihren gleichgearteten Partnern stolz und frei bewußte Persönlichkeit andrerseits. Somit werden diese Begriffe gewissermaßen zu Kampfparolen einer Weltproblematik, zum Ausdruck des unerhörten, kalten und heißen Ringens um die haltbare Neugestaltung unserer allenthalben im Umbruch befindlichen, zweifelhaft und schwankend gewordenen Daseinsordnung, deren Voraussetzungen selbst wieder in den wachstümlichen Tiefen des allgemeinen und menschlich besonderen Lebens gelegen sind.

*

Wenn wir den Versuch machen, dieser Problematik näher zu kommen, so sehen wir sie vor allem darin begründet, daß die abendländische Welt der gesamten „Neuzeit“, angefangen vom Zeitalter der großen Erfindungen und Entdeckungen bis zur vollen Entfaltung des vom Kapitalismus wirtschaftlich unterbauten technisch-industriellen Kultursystems wie berauscht gewesen ist von dem Gedanken eines unendlichen „Fortschritts mit unorganischen Mitteln“ (E. R. Jaensch). Besonders während der im Laufe des letzten Jahrhunderts zwangsläufig vollzogenen Technisierung des Produktionsprozesses hat sich dabei der Mensch immer unbarmherziger den ihm wesensfremden Gesetzen der Maschine unterworfen, so daß er dadurch notwendig in inneren Widerspruch zu seiner Tätigkeit geraten ist. Je weniger dieselbe seine schöpferischen Fähigkeiten, seine Selbständigkeit, seinen Erfindergeist ansprach, desto mehr büßte er seine Arbeitsfreude und sein in echtem Weiterleben begründetes Persönlichkeitsgefühl ein, desto mehr fühlte er sich selbst zum auswechselbaren Maschinenteil, zur bloßen Nummer werden.

Unter dem hinzukommenden Druck einer anfänglich in der Tat oft sozial höchst unbekümmerten Lohnpolitik des kapitalistischen Unternehmertums erfolgte schließlich der klassenmäßige Zusammenschluß aller durch diesen fortschreitenden Prozeß der „Entmündigung“ und „Vermassung“ entstandenen „Enterbten der Nation“ zu besonderen, mit tiefwurzelndem Ressentiment geladenen Organisationen.

Entstand so einerseits die marxistische Lehre mit ihrer zersetzenden dialektischen Scheinlogik, so wurde andrerseits eine mißverständliche und nur allzu häufig auch mißverstandene radikale „Psychologie der Masse“ propagiert. Zufolge dieser sollte das „Volk“ für rationale Beweggründe überhaupt nicht zugänglich und ganz und gar unheilvollen, dunklen und chaotischen Instinkten anheim gegeben sein.

Mag dies nun für vorübergehende „Mobzustände“ von wenigen Stunden Dauer vielleicht immer wieder einmal zutreffen, so wäre es doch gänzlich verfehlt, sie auf die seelische Dauerfassung von Bauernsöhnen und Bauernenkeln anwenden zu wollen. Deren Gemüts- und Geisteszustand konnte wie immer verwirrt und verhetzt gewesen sein, so ist er doch beinahe zu jeder Zeit vernünftigen Einwirkungen soweit zugänglich geblieben, daß, was man ihm antrug, jenen innersten Wachstumsbereitschaften nicht stracks zuwiderlief, die wir bei Menschen unseres Blutes unter allen Umständen voraussetzen dürfen. Obwohl man dies heute immer mehr einsieht und obwohl die Sozialleistungen oft bis zur Grenze des wirtschaftlich Tragbaren ausgedehnt worden sind, hat sich jedoch aufseiten des „arbeitenden Volkes“ ein tiefes, durch keine materiellen Mittel mehr zu beschwichtigendes Gefühl des ständigen Sich-bedroht- und -ausgebeutet-Fühlens festgesetzt, welches noch immer den Hauptinhalt dessen ausmacht, was unter dem sehr zusammengesetzten psychologischen Tatbestand des „Klassenbewußtseins“ verstanden werden muß.

*

Die Entstehung des „vierten Standes“ und seiner charakteristischen Mentalität war jedoch nicht die einzige Folge jener zunehmenden Vereinseitigung der Gesamtenwicklung in Richtung auf das Unlebendige hin. Sie wurde vielmehr ergänzt und überbaut von einer letzten Zielsetzung, in der sich die anscheinend so verschiedenartige „östliche“ und „westliche“ Ideologie seltsam begegnen: von dem technisch-rationalistischen Gedanken einer einheitlichen, universalen, nicht nur wirtschaftlich, sondern ebensosehr politisch, sozial und kulturell vorauszuplanenden Welt. Diese ist im Gewande der „one world“-Vorstellung des amerikanischen Denkens nichts anderes als die unbekümmerte Weiterbildung jenes naiven Fortschrittglaubens, der die breite Masse der amerikanischen Intelligenz seit je beherrscht hat. Er wurde lange Zeit von der Auffassung begleitet, der technisch-zivilisatorischen Vervollkommnung laufe notwendig eine ethisch-kulturelle Steigerung der menschlichen Natur parallel. Daß statt dessen fast alle eigentlich menschlichen Wertqualitäten der Gefahr ausgesetzt sind, dabei immer mehr durch eine alles nivellierende quantitative Skala bloßer Geldes- und Verdienstwertziffern ersetzt und verdrängt zu werden, — das zu bemerken ist man eigentlich erst heute ganz zaghaft auf dem Wege.

Mit noch viel größerer Einseitigkeit wird der Gedanke einer totalen technizistischen Gleichschaltung jedoch von sowjetischer Seite her verfolgt. Er erscheint dem marxistischen Dogma als Ergebnis einer „dialektischen Bewegung“ von angeblich unausweichlicher Logik und erhält seinen besonderen Akzent vor allem dadurch, daß er als sozusagen „positive“ Ergänzung des sozialen Radikalismus der internationalen Klassenkampfparole ausgegeben wird. Von dieser Zielsetzung entwirft der ostberliner Professor Ernst Niekisch folgendes Bild: „Der Vorsehungsgedanke, dem das russische Volk sich in seiner primitiven Frömmigkeit jahrhundertelang gebeugt hatte, war mystisch, symbolisch gewesen. Zugrunde liegt ihm die Voraussetzung eines göttlichen Plans. Die technizistische Gesellschaftskonstruktion verwandelt den göttlichen Plan in das Werk des menschlichen Verstandes. Er wird aus dem mystisch-symbolischen Dunkel in das Licht heller Begrifflichkeit gerückt. Die Daseinskonstruktion in der Hand des säkularisierten Plangedankens ist der besondere Weg, auf dem das russische Volk in der ihm wesensgemäßen Form sich geradezu an die Spitze der europäischen Rationalität setzte. Der russische Mensch vollbrachte, was die Logik der Technik erforderte; er tat es radikal, ganz, bis zu den letzten Konsequenzen. Er war das allein brauchbare Werkzeug, dessen die geschichtliche Aufgabe bedurfte, die nun zu lösen war ... Wie die deutsche Reformation den Untertan, die englische Revolution den Gentleman, die französische Revolution den Citoyen geprägt hatte so hatte die russische Revolution den Planmenschen geboren, der völlig auf die Gesellschafts- und Wirtschaftskonstruktion abgestimmt ist und in ihnen ganz und gar aufgeht.“

*

Es dürfte klar sein, daß in der Konzeption dieses sowjetkommunistischen „Planmenschen“, die ja natürlich auch auf nichtrussische Völker angewandt wird, alles ausgelöscht ist, was den eigentlichen Adel und Inhalt jedes höheren und seines selbst bewußten Menschentums ausmacht. Mag der tartaro-russischen Seele immerhin vielleicht ein urkommunistischer Zug anhaften (Hellpach), der sich vorübergehend in das gezeichnete Bild pressen läßt, so wird es einer unter dieser Knute stehenden Welt auf die Dauer doch gerade an jenen schöpferischen Kräften gebrechen, deren Sichaufbäumen wir als die tiefere Ursache des sozialen Unfriedens im abendländischen Lebensraum erkannt haben. Dort ist die trotzige Absonderung als eigene soziale Klasse ja nicht in erster Linie Ausdruck primitiver Hordeninstinkte, sondern in weit größerem Umfange nur die Folge verkannter und gehemmter Persönlichkeitswerte, welche der mechanischen „Verplanbarkeit“ je nach Volkstumszugehörigkeit und Rasse zwar verschieden weite, letzten Endes aber doch unübersteigliche Grenzen setzen.

Sind schon der einfachsten Arbeit Rhythmus und Gesellung unerläßliche Helfer, die den ihr zugrunde liegenden Leistungszwang zu mildern und den in sie einströmenden Bewegungstrieb anzufachen vermögen (Hellpach), so tritt ja gerade auf höherer Ebene dazu noch die Freude am Arbeitserzeugnis, der an eigengeartete Besonderheiten und an die selbstbewußte Freiwilligkeit des Vollbringens gebundene Leistungsstolz! Wie wenig auch nur einer dieser Faktoren ausgeschaltet oder verkürzt wer-

den darf, beweist nichts deutlicher als die Geschichte der Arbeits- und Betriebswissenschaften, deren erste Meilensteine durch Namen wie die der Amerikaner Taylor und Gilbreth und den des Russen — Stachanow gekennzeichnet sind. Mit immer steigendem Raffinement bemühten sich diese Männer (und bemühen sich die Russen auch heute noch) ausschließlich um die ökonomische Nutzung des menschlichen Muskelapparates. Seelische Beziehungen wurden jedoch lange Zeit als subjektive Unwirklichkeiten angesehen und blieben deshalb zunächst völlig außer Betracht. Erst die auf langjährigen Untersuchungen basierenden Einsichten des Arbeitskreises um Prof. Elton Mayo von der Harvarduniversität haben hier eine grundsätzliche Wandlung gebracht und die Welle der technischen Rationalisierung an ihrem gerade in den USA erreichten welthöchsten Scheitelpunkt endlich zum Umbrechen veranlaßt. Bei diesen Untersuchungen hat sich als zunächst beinahe zufälliges Nebenergebnis mit unwiderleglicher Eindeutigkeit herausgestellt, daß der Anteil des gefühlsmäßigen Erlebens der Schaffenden am Erfolg ihrer Arbeit die rein materiellen Arbeitsvoraussetzungen an Wichtigkeit weit übertrifft. Daraufhin erfolgte dort eine sehr bewußte und entschlossene Wiederhinwendung zum Menschen und damit die schrittweise Erschließung jener eigengesetzlichen Ebene seiner lebendigen, psychologischen und soziologischen Realität, welche sich dem Zugriff des nurtechnisch-gegenständlichen Denkens so völlig entzogen hatte.

*

Der Spitzengedanke dieser Entwicklung ist die schon vielerorts verwirklichte „innerbetriebliche Partnerschaft". Sie kann als die vielleicht bedeutsamste Erscheinung auf soziologischem Gebiet angesehen werden, weil sie an die Wurzeln des herrschenden Beziehungssystems greift, das bisher, wenigstens nominell, noch immer durch den Gegensatz Herr—Knecht bestimmt gewesen ist. Das dabei resultierende Zusammengehörigkeitsgefühl der jeweiligen Teilhaber wird allgemein als geradezu überraschend bezeichnet und erscheint als umso beachtenswerter, als diese neue Art der Integration Arbeitnehmer und Arbeitgeber gleichermaßen umfaßt und damit die klassenmäßigen Gegensätze wenigstens auf der Ganzheitsstufe des Betriebes organisch zu überwinden beginnt. —

In Deutschland (das vermöge seiner zentralen und allen bedrängenden Umständen der europäischen Menschheit zuerst und am intensivsten ausgesetzten Lage so etwas wie einen ideellen Experimentierkessel darstellt) waren schon frühzeitig hervorragende soziale Lösungsversuche aufgetaucht (Siemens, Krupp etc.). Sie atmeten freilich alle noch mehr oder weniger patriarchalischen Geist und wurden dann bald (durch die großzügige Sozialgesetzgebung Bismarcks) in Richtung auf den Wohlfahrtsstaat hin abgebogen. Ehe dies jedoch vollends geschehen war, hat sich die privatwirtschaftliche Initiative noch einmal in ganz vorbildlicher und ihrer Zeit weit vorauseilender Weise in der 1889 von Ernst Abbe errichteten „Carl-Zeiß-Stiftung" dokumentiert, die in der Wohldurchdachtheit und sozialethischen Reinheit ihrer Prinzipien bis heute unerreicht geblieben ist.

*

Diese, in immer neuen Anläufen zu erstrebende Ausweitung einer an der Achtung des selbstbewußten Leistungswillens der Schaffenden ausgerich-

teten Modell-Lösung (die natürlich in jedem Lande etwas anders aussehen wird!) führt in der Tat an die Wegscheide zweier Weltzeitalter: Das erste derselben ist jene im Abklingen begriffene Aera, deren Träger sich bis zur Selbstzerstörung einem Fortschritt mit unorganischen Mitteln verschrieben haben und sie gipfelt daher in einem Universalismus der mechanisierenden Einebnung und Gleichschaltung. Die zweite, soeben anhebende Epoche ist dagegen an der Wirklichkeit des Lebens und seiner übermechanischen Sondergesetzlichkeit ausgerichtet; sie fängt die einseitige Dynamik der Vergangenheit in höherer Synthese auf und stellt ihr einen Universalismus der biologischen Unterschiedenheit und Zusammenwirkung entgegen. Die gemeinsamen, der Menschlichkeit gestellten Aufgaben werden in dieser Sicht dadurch gelöst werden, „daß jedes Volk, ungeachtet eines gemeinsamen Kernes übereinstimmender Interessen, in besonderem Maße doch diejenigen Gebiete fördert, auf die es durch die gerade ihm eigentümlichen Anlagen hingewiesen wird. Im Grunde ist es in allen Blütezeiten der Kultur stets so gewesen. Italienische Kunst war ganz national und besaß trotzdem, oder vielmehr gerade deshalb, Weltgeltung. Nur in Verfallszeiten stellt sich, zugleich mit der Senkung aller Gipfelhöhen, eine gleichmäßig niedrige Ebene ein, die die „Gleichheit aller" vortäuscht. (E. R. Jaensch).

Keiner der in diese Entwicklungsrichtung zielenden Versuche — mögen sie nun welchem dazu besonders bereiten und aufgeschlossenen Weltteil oder Volkstum auch immer entstammen — sind jedoch ernstlich denkbar ohne ein der äußeren Schau jenes beglückenden Zukunftsbildes innerlichst entsprechendes, überzeugendes und verpflichtendes Arbeitsethos. Gerade in ethischer Beziehung ist die Kraft der alten ausgefahrenen Parolen, die in der Selbstbefangenheit des rationalistischen Denkens wurzeln, zusehends im Schwinden begriffen. Das neue Ethos bedarf daher anderer tragender Fundamente, es kann nur mehr aus der immer weiter sich erschließenden Tiefendimension des Lebendigen begriffen werden. In seiner Mitte aber steht der Begriff der werthaften Leistung. In diesem Sinne schreibt E. G. Kolbenheyer (der in der 1952 bei Paul Neff erschienenen Neuausgabe seiner „Philosophie der Bauhütte" dieser neuen Ethik auf überzeugende Weise Bahn bricht) u.a.: „Unter Leistung kann ein Kräfteumsatz nicht verstanden bleiben, der lediglich nach der Zeit einer Tätigkeit und nach der Menge des Erzeugten gemessen wird. Leistung begreift den Wert ein, den die Arbeit im überindividuellen Lebenszusammenhange besitzt. Unter dem Begriff der Leistung wird eine biologische Funktion des einzelnen miterfaßt, die nur dann als erfüllt gilt, wenn die Arbeit einen förderlichen Wert im Anpassungsleben, d. h. im Kampfe des Volkes und der Art um den Bestand hat."

Das biologische Arbeitsethos ist im übrigen weit davon entfernt, die notwendige qualitative Verschiedenheit des Menschenwesens auslöschen zu wollen, ohne welche dieses sich unter dem hochgesteigerten Ansturm immer neuer Spezialisierungsnötigungen nicht im Dasein behaupten könnte. Es vollzieht sich am überzeugendsten unter dem Motto des Leistungsstolzes, während das überlebte Klassenbewußtsein dagegen immer mehr der zuchtvollen Pflege und dem beglückenden Ausbau einer über sich selbst hinausfindenden echten Partnerschaftsgesinnung wird weichen müssen!

FRITZ A. HÜCKEL:

Gewinnbeteiligung und Mitbestimmungsrecht

In unserem Zeitalter der Vermassung und Verproletarisierung ist vor allem die Durchschnittsgröße der industriellen Betriebe laufend gewachsen. Je mehr sodann die Arbeit in denselben unterteilt werden kann, desto problematischer wird nicht nur die organisatorische Verbindung der Teilarbeiten zu einem richtigen Arbeitsfluß, sondern auch die Gerechtigkeit eines den Teilleistungen angemessenen Entgelts für alle Betriebsangehörigen. In der geschlossenen Gemeinschaft des kapitalistischen Betriebes tritt uns die soziale Unausgeglichenheit verhältnismäßig deutlich entgegen. Daher ist es naheliegend, dort mit sozialen Reformen ansetzen zu wollen. Angelpunkt dafür erscheinen Gewinnbeteiligung und Mitbestimmungsrecht. Gewinnbeteiligung vor allem sollte das Ziel sinnvoller sozialer Forderungen: den vollen Arbeitsertrag allen zukommen zu lassen, leicht verwirklichen lassen.

Die Wertung des Gesamtproduktes wird letzten Endes von der Summe aller Kaufinteressenten für dasselbe bestimmt. Angebot und Nachfrage bestimmen den Preis als Gleichgewichtsbereich, in welchem die Selbstkosten der lebensfähigen Betriebe liegen. Ebenso naturgesetzlich müßte der gerechte Lohn für Teilleistungen den entsprechenden Teil der Differenz von Gesamterlös minus Fremdaufwand (vorgeleistete außerbetriebliche Arbeit) ausmachen. Diese doch leicht einleuchtende Regel müssen wir vor Augen behalten, wenn wir volle soziale Gerechtigkeit anstreben. Denn die monopolistische Sozialstruktur des Kapitalismus bildet die Gleichgewichtszustände anders. Bei unserer heutigen Wirtschaftsrechnung wird diese Differenz Erlös minus Fremdaufwand noch um die „Kosten der Arbeit", den „Lohn" vermindert, zum Gewinn des Unternehmers. Der „Kostenfaktor Lohn" aber wird auf dem „Arbeitsmarkt" gebildet. Gerade die immer stärker nivellierende Tendenz des letzteren wird unser ethisches Gefühl als menschenunwürdig und daher problematisch kritisieren und das Gewicht jedes Entgelts als Teilgewinn, wie oben genannt, wissen wollen. Gewinn ist Entgelt des höchst produktverbundenen Künstlers und Meisters, Gewinnanteil sei der des betriebsverbundenen Mitarbeiters, Marktlohn nach Tarif oder Gewerkschaftsgebot ist Proletarierentgelt.

Natürlich muß jeder differenzierten Leistung ein differenziertes Leistungsentgelt gegenüberstehen und auch bei Gewinnbeteiligung wird es verschiedene Beteiligungssätze geben müssen. Bei größeren Betriebsgemeinschaften werden die Richtlinien für die Differenzierung nicht nach allen üblichen Richtlinien für Lohnabstufungen gewählt werden. Initiative und Verantwortung und einige verbleibende Klassifizierungsfaktoren werden die Skala bestimmen. Mitunternehmer und Teilunternehmer, welche den Leitenden des Großbetriebes entlasten sollen, bedürfen nicht nur des unter-

nehmerischen Ansporns in Form des sehr variablen Gewinnes bzw. Anteilen daran, sondern auch den richtigen Einblick in möglichst kurzfristige Betriebsbilanzen derjenigen Bereiche, welche sie leitend verantworten. Im allgemeinen nimmt mit der zunehmenden Größe einer Arbeitsgemeinschaft der Trieb der Einzelnen ab, durch persönliche Initiative das Ganze zu fördern. Hier hat unternehmerartiges Entgelt und Leistungswertung jeder geistigen Initiative, welche der träger-massiveren Körperarbeit erst ihre volle Wirksamkeit verleiht, zum Ansporn zu werden.

Gewinnbeteiligung in industriellen Betrieben ist nichts Neues. Sie ist aber niemals zum Schlüssel der Lösung unserer sozialen Unausgeglichenheit geworden, sondern konnte immer nur ein mehr oder weniger gutes Werkzeug des Unternehmers für hervorragende Leistungen werden. Unter richtigen Vorbedingungen angewandt und begleitet von anderen Maßnahmen, die auf Stärkung der Kameradschaft und des Verantwortungsgefühls, vor allem aber auf unternehmerisches Interesse abzielen, gehört Gewinnbeteiligung wohl zu den bedeutendsten Mitteln, die Stetigkeit gesunden Wachstums großer Unternehmungen zu sichern.

Hierzu möchten wir die großartigen Erfolge der Weltfirma Bata etwas näher untersuchen, welche es nahezu zu einem Staat im Heimatstaate brachte: Kurzfristigste Gesamtabrechnung (wöchentlich, Lager täglich), kleinstmögliche, persönlich leicht übersichtliche Abteilungen mit Gesamtbilanz, welche außerdem während der Abrechnungsperiode nur einen einzigen Artikel herstellen. Dabei ist die Gesamtbetriebsform so vertikal zu gliedern, daß in solch einer Kleinstabteilung ein größtmöglicher Teil des Arbeitsganges des Gesamtartikels zu einem Arbeitsfluß zusammengefaßt wird.

In solchen Kleinstfließbetrieben vertikaler Organisation (deren eine Unternehmung beliebig viele gleichgeartete nebeneinander stellen mag für etwaige Vielzahl ihrer Artikel), ist eine Plankostenrechnung mit Voranschlägen einerseits und Effektivaufwand andererseits, als kurzfristigste Gewinn- und Verlustrechnung gut durchführbar. Die im üblichen (horizontal aufgebauten) gemischten Großbetrieb sehr komplizierte und teuere, sowie auch unübersichtliche Kostenanalyse wird im vertikalen Teil „Kleinstfließbetrieb“ einfachst, genau und auch kurzfristig lohnend. Bei horizontaler Gliederung ist es viel schwerer, die aufeinander folgenden Abteilungen kosten- und leistungsmäßig zu vergleichen. Allerdings hat es auch hierin Bata verstanden, einschließlich der Verwaltungsabteilungen die Produktionspläne und Kostensolls so gleichförmig zu gliedern, daß wirksame Planerfüllungsvergleiche möglich wurden. Der Vergleich zur Sowjetordnung ist naheliegend, der Unterschied aber liegt im großen Zwang von oben hier, gegenüber dem föderalistischen, natürlichen Aufbau von unten bei jenem. Bei einer Belegschaft von Batas Hauptwerk von über 20 000 Mann hatten die einzelnen wöchentlich genau bilanzierenden Abteilungen kaum mehr als 20 Mitarbeiter. Beteiligung am Abteilungsgewinn und als verantwortliche Kleinunternehmer auch am Abteilungsverlust aber hatten nur die Leiter und zum halben Satz höher verantwortliche Facharbeiter. Gewinn (und auch Verlust) eines Meisters bzw. Leiters einer Abteilung konnte ein vielfaches seiner Festbezüge ausmachen. Das Prinzip des „Mitunternehmers“ war Batas Stärke, Gewinnbeteiligung als Entgeltform war durchaus angemessen dafür. Sie gehört zur wirklich dynamischen Betriebsgemeinschaft.

Ein gewöhnlicher Betrieb, welcher lediglich im Laufe der Zeit, begünstigt durch die monopolistische Wirtschaftsstruktur (von einer gewissen Größe an), zum Großbetrieb wuchs, wird u. U. mit einer Gewinnbeteiligung keine merkbaren Erfolge, noch nennenswerte soziale Leistungen aufweisen. Der unklar gegliederte Mischbetrieb ohne strenge Linie und Programm, ohne normalisierte Artikel und Arbeitseinteilung, wird dort von seinen, gewöhnlich in Kampfstellung gegen den Hauptbeteiligten, den Anonymus Staat angezeigten Handelsgewinn nach Abfindung der Aktionäre nur mit einjähriger Verspätung ein auf Hunderte oder Tausende schematisch verteiltes besseres Almosen verteilen können. Es wird fast gar keinen Bezug mehr auf die persönliche Leistung der Mitarbeiter haben und leicht mehr Mißtrauen als Vertrauen verbreiten. In gewisser Form wird es heute als erzwungene „Sozialleistungen“, d. h. insbesondere unwirtschaftlichen Zwangsversicherungen in der Jahresbilanz ausgewiesen. Die Verwendung der oft gegenüber der Normallohnsumme nicht kleinen Beträge wäre unverhältnismäßig wirksamer, wenn sie für aufwertende Verfeinerung der Stücklohnsätze oder sogar, falls im Großbetrieb noch möglich, für individuellere Feinabstufung der Festlöhne dienen würden.

Die Praxis unseres Wirtschaftslebens lehrt uns, daß das Prinzip der Gewinnbeteiligung sinngemäß nur sehr selten angewandt wird, während überwiegend das Prinzip der Entgeltfestsetzung über den Arbeitsmarkt und dessen „Preise“ vorherrscht. Der monopolistischen Gesamtstruktur der Wirtschaft entsprechend ist es aber kein freier Arbeitsmarkt mehr, sondern ein mehr oder weniger durch Aemter oder Gewerkschaften eingeschränkter. Die praktische Wirkung dieser Gegenmonopole — und leider nicht das soziale Gewissen — führt uns hier zur obenan gestellten Alternative zur Gewinnbeteiligung, zum M i t b e s t i m m u n g s r e c h t des „Arbeitnehmers“.

Das eigentliche Ziel des Mitbestimmungsrechtes müßte soziale Gerechtigkeit im Betrieb sein und sich im gerechten Anteil am Arbeitsertrag, am Gewinn auswirken. Was aber würde für den „Arbeitnehmer“ eine Mitbestimmung z. B. an der Gewinnverteilung nützen, wenn er immer wieder damit rechnen muß, bei der nächsten Deflations- oder Außenhandelskrise brotlos zu werden? In einer Wirtschaftsordnung ohne automatische Vollbeschäftigung bleibt der Arbeitsmarkt immer stärker als jedes Mitbestimmungsrecht. Ein durch mögliche Arbeitslosigkeit bestimmter Arbeitsmarkt hält eine widernatürliche soziale Schichtung aufrecht.

Wenn eine Mitbestimmung demokratisch sein soll, d. h. dem Willen aller einzelnen Betriebsangehörigen in gleicher Weise entsprechen, dann hat sie im Werte schaffenden Bereiche nur einen Sinn, wenn sie jedem wirklich den vollen Arbeitsertrag sichern kann. Erst auf Basis gleichrangiger wirtschaftlicher Macht kann gleichberechtigt über innere Angelegenheiten der Betriebsordnung ernstlich verhandelt werden. In den sozial fortschrittlichsten Ländern haben sich schon solche Betriebe mit geradezu idealer sozialer Mitbestimmung auf ziemlich gleicher Machtbasis vereinzelt herausgebildet. Allerdings ganz ohne neuartiges „Recht“. Es gibt in den U. S. A. etliche Kapitalgesellschaften auch von Range, wo der Aktienanteil der breiten Mitarbeiterschicht einen sehr beträchtlichen Teil und oft die Majorität ausmacht. Ein anderes Mitbestimmungsprinzip, etwa über Vertreter der Arbeiterschaft und deren Parlamente, ist sinnlos im Bereiche der Wirtschaft,

es gehört in die reine Politik des Staates als Gesetzeshüter. Demokratische Betriebswirtschaft ist ebenso unsinnig wie demokratische „Planwirtschaft". — Um uns für echte Mitbestimmung einzusetzen, wo es die Betriebsgröße auch in entmonopolisierter Wirtschaft zweckmäßig erscheinen lassen mag, also für Kapitalbeteiligung der Mitarbeiter, müssen wir eindeutig der Demagogie des heute geforderten Mitbestimmungsrechtes entgegentreten. Bestimmungsrecht der Betriebsgemeinschaft über Vertreter und Gewerkschaften aber ähnelt „demokratischer Planwirtschaft".

Kapitalbeteiligung aller Mitarbeiter wird allenfalls über den Weg der Gewinnbeteiligung verwirklicht werden. Das Anlegen von Ersparnissen an der Stelle, welche einem durch persönliche Mitarbeit am vertrautesten ist, ist immer natürlich, zumal wenn die aktive Mitbestimmung über die Anlage des Geldes in Neuanschaffungen möglich werden kann. Es wird dann auch am bequemsten, nur das Bargeld für kurzfristigen Bedarf der Familie laufend abzuheben und Spesen der Bankverbindungen zu sparen. Als ausgleichende Großvermittler lohnen diese Institute besser.

Erlangen wir aber durch solche Reformen eine natürliche soziale Ausgeglichenheit, dann ist es überaus wahrscheinlich, daß die durchschnittliche Betriebsgröße in allen Zweigen der Wirtschaft wieder wesentlich kleiner werden wird und ungehemmte Kapitalbildung das Neuentstehen selbständiger, technisch modernster Klein- und Heimbetriebe fördern wird. Damit sinkt freilich die Bedeutung der hier behandelten Themen, auch das der Gewinnbeteiligung als rechtliches Problem. Es wird dann zur unproblematischen Selbstverständlichkeit. Wenige Partner oder patriarchalisch verbundene Mitarbeiter, werden bei gleichen wirtschaftlichen Chancen wohl meistens Verträge persönlich untereinander formen, die auf Teilung des Erlöses, bzw. Gewinnes aufgebaut sein werden. Der freie Partner mit wirtschaftlicher Beweglichkeit wird nur selten die zu starre rechtliche Form der Genossenschaft an Stelle der Kapitalgesellschaft wählen (soferne nicht an letztere als scheinbar geeignete Zapfstelle für „sozialen Augleich" besondere Steuerlasten gehängt werden).

Technische Rationalisierung setzt keineswegs größtmögliche Mitarbeiterzahl voraus. Die betriebliche Arbeitsteilung kann bei ungehemmter Kapitalbildung (wenn der Geldumlauf unter Wettbewerbsantrieb statt Monopolzins steht) und steigendem Realverdienst andere Wege gehen. Die Analyse des Arbeitsganges wird benützt, nicht um die kleinsten Handgriffe auf die verschiedenen Arbeiter zu verteilen, sondern um eine solche Synthese derselben zu erreichen, die eine bestmögliche Automatisierung zuläßt. Die Zusammenballung von Menschen im Betrieb wird ersetzt durch solche von Maschinen und Automaten. Das Verhältnis Herr und Sklave aber wird sich dann wirklich verkehrt haben, wenn alle diese Maschinen, Vorrichtungen und Automaten so im Dienste des Menschen stehen, wie etwa die Näh-, Wasch- und Kochgeräte und Automaten der Hausfrau, das Privatauto und alles technische Kapital im Heim, das bei gelegentlichem Bedarf, aber nicht im Dauerlauf betrieben wird, wie in der Fabrik. Dann können Liebhabereien wieder zum Spezialberuf werden, Muße für künstlerisches Schaffen wird durch die vielen technischen Hilfen erleichtert. Die Berufsstätte wandert dann immer mehr zurück auf das Heim am Lande, die Städte werden dann vor allem Treff- und Sammelpunkte, geistige, nicht Wohnzentren sein.

GERT P. SPINDLER:

Das Mitunternehmertum

Das Mitunternehmertum ist in den von mir als geschäftsführendem Gesellschafter geleiteten Paul - Spindler - Werken*) seit dem 1. Januar 1951 verwirklicht. In diesem Betriebe ist eine Partnerschaftsform zur Tat geworden, die gekennzeichnet ist durch die beiden grundsätzlichen Merkmale:

1. vertragliche Mitbestimmung des Arbeitnehmers entsprechend seiner Mitleistung an den Veränderungen des Betriebsvermögens und am Ertrag und mit einer aus Ertragsanteilen gebildeten Rücklage auch am Verlust;

2. das Recht zur Mitentscheidung des einzelnen Mitunternehmers an den grundsätzlichen Fragen des Betriebsgeschehens, erworben und vertraglich gesichert auf Grund der übernommenen Mitverantwortung.

Beim Mitunternehmertum wird also nach dem Grundsatz gehandelt, daß bei wirtschaftlichen Entscheidungen nur der mitbestimmen kann, der auch die Verantwortung für seine Entscheidungen auf sich nimmt. deshalb wird die wirtschaftliche Mitbestimmung von einer vorhandenen Rücklage im Betrieb abhängig gemacht, die sich nach der Leistung des einzelnen richtet, und die beim Spindlervertrag ihren Ausdruck im durchschnittlichen Monatseinkommen findet. Jeder einzelne zum Mitunternehmer gewordene Arbeitnehmer hat das Recht zur Mitentscheidung in allen wesentlichen Betriebsfragen, die vertraglich im einzelnen umrissen sind.

Das Mitunternehmertum lehnt also das betriebliche Mitbestimmungsrecht von Werksfremden ab, es setzt an Stelle dessen auch nicht etwa das Mitbestimmungsrecht durch Beauftragte der Belegschaft, sondern der einzelne zum Mitunternehmer gewordene Arbeitnehmer wird, nachdem er sich auf Grund eingehender und laufender Orientierung durch die Geschäftsleitung ein Urteil gebildet hat, in die Entscheidung über wirklich wesentliche Betriebsvorgänge einbezogen.

Unabhängig von dem Mitentscheidungsrecht des Mitunternehmers in grundsätzlichen Fragen des Betriebsgeschehens werden dem Betriebe — und in dessen ökonomischer Auswirkung auch der Wirtschaft — die positiven unerläßlichen Kräfte schöpferischer Unternehmerinitiative unge-

*) Die Paul-Spindler-Werke KG. umfassen acht Textil- und chemische Fabriken mit einer Belegschaft von etwa 2500 Menschen.

schmälert belassen. Hierzu sieht der Mitunternehmervertrag der Spindler-Werke beispielsweise für den Fall, daß Mitunternehmer einer von der Geschäftsleitung beabsichtigten grundsätzlichen Maßnahme nicht zustimmen, vor, daß der Unternehmer auch nur mit einem Teil der Belegschaft ein größeres Vorhaben durchführen kann. Die nicht zustimmenden Mitunternehmer haben dann das Recht, die Sicherstellung ihrer Rücklage zu verlangen. Sie entscheiden damit also für sich selbst, daß sie dieses Vorhaben nicht mitunternehmen wollen und sich in die Rolle des Arbeitnehmers zurückziehen. Der Unternehmer andererseits kann in einem solchen Falle mit dem zustimmenden Teil der Belegschaft die von ihm als richtig oder notwendig erkannten Maßnahmen durchführen, wobei keine Majorisierung des einen Sozialpartners durch den anderen eintritt. Gegen die geschlossene Meinung aller Mitunternehmer wird der Unternehmer indessen kaum eine Maßnahme durchführen können, weil die Sicherstellung aller Rücklagen sämtlicher Mitunternehmer für ihn bei Geschäften spekulativer Art ein Hemmschuh sein dürfte.

Einer unter den wesentlichen Punkten der vertraglichen Mitunternehmerschaft ist die materielle Beteiligung der Mitunternehmer an den Geschäftsergebnissen und den Veränderungen des Betriebsvermögens, also an den Produktionsmitteln. Diese Beteiligung muß entsprechend der Mitleistung des einzelnen festgesetzt sein, wobei als Maßstab der durchschnittliche Monatsgrundlohn genommen werden kann.

Bei den Paul-Spindler-Werken ergab die Errechnung des durchschnittlichen Verhältnisses der Jahreslohnsumme zum betriebsnotwendigen Kapital einen Satz von 25 %, mit dem die Gesamtheit der Mitunternehmer an den Geschäftsergebnissen und an den Veränderungen der Substanz beteiligt ist. Der einzelne Mitunternehmer ist an diesem Gesamtanteil im Verhältnis seines monatlichen Grundlohnes zur Gesamt-Monatsgrundlohnsumme aller Mitunternehmer beteiligt.

Aus diesen Gewinnanteilen des Mitunternehmers wird eine Rücklage, die oben bereits erwähnte „Soll-Rücklage“, gebildet, die im Spindler-Vertrage zunächst in der Höhe eins durchschnittlichen Monatslohnes festgelegt wurde. Diese Soll-Rücklage, die der zum Mitunternehmer gewordene Arbeitnehmer also nicht etwa aus seiner Tasche oder seinen privaten Spargeldern einzahlt, sondern die aus ihm gutgeschriebenen Gewinnanteilen gebildet wird, stellt die Kapitalbeteiligung des einzelnen Mitunternehmers dar, die ihrerseits ebenso wertbeständig behandelt wird wie das Gesellschafterkapital und mit der er andererseits am etwaigen Betriebsverluste mithaftet. Die Haftung des Mitunternehmers, der ja kein Spekulant ist, sondern mit seiner Arbeit mitleistet, ist also beschränkt auf diese aus früheren Ertragsanteilen gebildeten Soll-Rücklage.

Gewinne, die über die Soll-Rücklage hinausgehen, werden an die Mitunternehmer anteilig ausgeschüttet, oder können als jederzeit kündbares Darlehen aus dem „Darlehns-Konto“ — dessen Guthaben ebenso wie die Gesellschaftsdarlehen verzinst wird — stehen gelassen werden. Einen Anspruch auf Auszahlung seines Kapitalanteils, also der Soll-Rücklage, hat der Betriebsangehörige erst bei seinem Ausscheiden als Mitunternehmer durch Kündigung oder Ablauf des Mitunternehmervertrages. Stirbt der Mitunternehmer, sind seine Erben anspruchsberechtigt.

Der zuächst bei Einführung des Mitunternehmertums in der Paul-Spindler-Werke-K.-G. zugrunde gelegte Vertragstext lautet:

„In Anerkennung des Grundsatzes, daß alle in einem Unternehmen Schaffenden an der Gestaltung und dem Ergebnis der gemeinsamen Arbeit teilhaben sollen, wenn sie bereit sind, zu ihrem Teil auch die Mitverantwortung zu übernehmen, schließt die Geschäftsleitung der Firma Paul-Spindler-Werke KG. nachstehend GL genannt, mit ihrem Mitarbeiter, Herrn/Frau/Frl. .... nachstehend Mitunternehmer genannt, mit Wirkung vom 1. 1. 1951 den folgenden

MITUNTERNEHMER-VERTRAG

(1) Der Mitunternehmer ist beteiligt:
a) an den Geschäftsergebnissen der Fa. Paul-Spindler-Werke KG.;
b) an den Veränderungen des Betriebsvermögens.
(Geschäftsergebnisse sind die endgültigen steuerlichen Jahresergebnisse vor Berücksichtigung des Mitunternehmer-Gesamtanteiles.)

(2) Der Anteil der Gesamtheit der Mitunternehmer an den Geschäftsergebnissen und an den Veränderungen des Betriebsvermögens beträgt 25 %. Dieser Satz ist errechnet aus dem durchschnittlichen Verhältnis der Jahreslohnsumme zum betriebsnotwendigen Kapital.

(3) An dem Gesamtanteil und an dem Anteil am Vermögenszuwachs ist der Mitunternehmer im Verhältnis seines durchschnittlichen Monatsgrundlohnes zur Gesamtmonatsgrundlohnsumme aller Mitunternehmer beteiligt.

(4) Aus dem Gewinnanteil des Mitunternehmers wird eine Rücklage gebildet, deren Höhe zunächst auf einen durchschnittlichen Monatslohn — vermindert um die Lohnsteuer — festgelegt ist (Sollrücklage). Diese Sollrücklage hat die GL aus dem Gewinn des Jahres 1950 bereitgestellt. Steigt der Monatsgrundlohn des Mitunternehmers, so erhöht sich seine Sollrücklage entsprechend. Eine Erhöhung der Sollrücklage kann auch nach Ziffer 14 h erfolgen. Der Unterschiedsbetrag wird in beiden Fällen aus der nächsten Gewinnausschüttung und, soweit diese nicht ausreicht, aus den Gewinnanteilen der darauffolgenden Jahre dem Rücklagekonto des Mitunternehmers zugeführt.
Die Rücklage wird mit dem gleichen Satz verzinst wie das Gesellschafterkapital, die Zinsen werden dem Rücklagekonto zugeschrieben und erhöhen damit die Rücklage.

(5) Die GL verpflichtet sich, die Guthaben des Mitunternehmers hinsichtlich der Wertbeständigkeit ebenso zu behandeln wie das Gesellschafterkapital.

(6) Am Gesamtverlustanteil und an dem Gesamtanteil aller Mitunternehmer an den Minderungen des Betriebsvermögens ist der Mitunternehmer beteiligt im Verhältnis seiner Sollrücklage zu der Summe der Sollrücklagen aller Mitunternehmer. Der Verlustanteil des Mitunternehmers wird mit seiner Rücklage verrechnet.
Darüberhinausgehende Verlustanteile werden auf die Mitunternehmer nicht umgelegt. Diese Mitunternehmer-Verluste übernehmen zunächst die Firmeninhaber. Sie können diese in folgenden Gewinnjahren von den Gesamtgewinnanteilen der Mitunternehmer absetzen. Künftige Ertragsanteile sind dann zunächst zur Auffüllung der Sollrücklage zu verwenden. Der Mitunternehmer ist zu Einzahlungen auf die Sollrücklage nicht verpflichtet.

(7) Als Zuwachs oder Minderung des Betriebsvermögens gilt der Unterschiedsbetrag zwischen dem steuerlichen Einheitswert, der auf den letzten Stichtag vor dem Ausscheiden als Mitunternehmer, und dem steuerlichen Einheitswert, der auf den ersten Stichtag nach dem Eintritt als Mitunternehmer endgültig festgestellt worden ist,

Der Mitunternehmer hat einen Anspruch auf den anteiligen Vermögenszuwachs erst bei seinem Ausscheiden als Mitunternehmer und nur dann, wenn er mindestens den vollen Zeitraum zwischen zwei Einheitswertfestsetzungen Mitunternehmer war.
Der Anspruch besteht nur insoweit, als der Vermögenszuwachs nicht auf Umständen beruht, die außerhalb der Einflußnahme durch den Mitunternehmer liegen, und soweit er nicht bereits bei der Aufteilung der Jahresverträge berücksichtigt worden ist.
Bei der Feststellung des Anteils des Mitunternehmers an den Minderungen des Betriebsvermögens ist entsprechend zu verfahren. Dieser Anteil wird jedoch nur im Falle des Verkaufs oder der Auflösung der Fa. Paul-Spindler-Werke KG. gegen die Rücklage verrechnet. Eine Einzahlungsverpflichtung für einen etwa ungedeckten Anteil besteht nicht.

(8) Der Mitunternehmer kann im Einvernehmen mit der GL auch über seine Rücklage hinaus Teile seiner Ertragsbeteiligung als Darlehen stehen lassen. Dieses Darlehen wird wie die Gesellschafterdarlehen verzinst und kann mit einer Kündigungsfrist von drei Monaten zum Ende eines jeden Monats abgehoben werden.
Die Firmengutschriften aus dem Jahre 1948 und 1949 werden auf Antrag unter Aufrechterhaltung der alten Kündigungsfristen auf das Mitunternehmerdarlehenskonto übertragen.

(9) Die GL führt für den Mitunternehmer ein Rücklage- und ein Darlehenskonto, in die der Mitunternehmer jederzeit Einsicht nehmen kann.

(10) Die GL verpflichtet sich, den Mitunternehmer mindestens in vierteljährlichen Abständen über ihre Pläne und die geschäftliche Lage unmittelbar zu unterrichten. Sie wird dies schriftlich tun oder in in Mitunternehmer-Versammlungen.
Da es der GL nicht möglich ist, mit jedem Mitunternehmer ständig Verbindung zu halten, werden zur Gewährleistung der fortlaufenden Unterrichtung und zur Weitergabe von Anträgen und Wünschen der Mitunternehmer Verbindungsleute gewählt, die aus ihrem Kreis die Mitglieder des Wirtschaftsausschusses bestimmen. Zum Wirtschaftsausschuß gehören außerdem die Betriebsleiter, die Betriebsvorsitzenden und ein Vertreter der Geschäftsleitung.

(11) Der Mitunternehmer erkennt die vorgenommene Aufgliederung des Betriebes in Arbeitsgruppen an und wird aus seiner Arbeitsgruppe einen Verbindungsmann wählen.
Die auf unbestimmte Zeit gewählten Verbindungsleute und Mitglieder des Wirtschaftsausschusses können jederzeit von denen abberufen werden, die sie gewählt haben, wenn sie das Vertrauen der Wähler nicht mehr besitzen. Die Neuwahl ist sofort mit der Abberufung vorzunehmen.
Alle Wahlen erfolgen geheim.
Die Verbindungsleute und die Mitglieder des Wirtschaftsausschusses sind nicht berechtigt, im Namen ihrer Wähler abzustimmen.

(12) Die GL verpflichtet sich, den Mitgliedern des Wirtschaftsausschusses Einsicht in die Bilanzen und in die Geschäftsunterlagen zu geben.

(13) Mitunternehmer-Voll- und auch Teil-Versammlungen sind nur von der GL einzuberufen. Die Einberufung muß erfolgen, wenn jeweils mehr als ein Drittel der Mitglieder des Wirtschaftsausschusses oder aller Mitunternehmer oder aber der Mitunternehmer eines Teilbetriebes bei Fragen, die nur diesen Teilbetrieb betreffen, es beantragen.

(14) Die GL räumt dem Mitunternehmer das Recht zur Mitentscheidung in folgenden Fällen ein:
a) bei grundsätzlicher Aenderung des Gegenstandes oder des Zweckes des Unternehmens oder eines Fabrikationsverfahrens;
b) bei Veränderung der Belegschaftsstärke des Gesamtunternehmens um mehr als ein Zehntel oder des Teilbetriebes des Mitunternehmers und mehr als 20 Beschäftigte;
c) Bei Investierungen, falls durch sie die Kapazität des ganzen Unternehmens oder eines Teilbetriebes um mehr als ein Zehntel erhöht wird oder falls ihr Jahresbetrag die durchschnittliche Monatslohnsumme des laufenden Jahres übersteigt;
d) bei Aufwendungen für die Betreuung der Belegschaft (einschl. Wohnungsbau), die über die Hälfte der

durchschnittlichen Monatslohnsumme des laufenden Jahres hinausgehen;

e) bei der Aufnahme von Krediten, deren tatsächliche Laufzeit ein Jahr und deren Gesamtbetrag die Hälfte der durchschnittlichen Monatslohnsumme des laufenden Jahres überschreitet;

f) bei der Festlegung von Betriebsmitteln für einen längeren Zeitraum als ein Jahr, falls ihr Gesamtbetrag die Hälfte der durchschnittlichen Monatslohnsumme des laufenden Jahres übersteigt und die Festlegung nicht im Rahmen des laufenden Geschäftsbetriebes erfolgt;

g) bei der Uebernahme von Verbindlichkeiten jeder Art, einschl. Bürgschaften, die sich nicht aus dem laufenden Geschäftsbetrieb ergeben, in Höhe von insgesamt mehr als einer halben durchschnittlichen Monatssumme des laufenden Jahres;

h) Bei der Erhöhung oder Minderung der Soll-Rücklage.
Die Stimmabgabe erfolgt geheim.

(15) Stimmt der Mitunternehmer einer der vorstehend aufgeführten Maßnahmen der GL nicht zu und beabsichtigt die GL, diese trotzdem durchzuführen, so hat der Mitunternehmer das Recht, binnen einer Woche die Sicherstellung seiner Rücklage zu verlangen. Er ist dann noch bis zum Ablauf des Geschäftsjahres an Gewinn und Verlust beteiligt und erhält die für diesen Zeitpunkt errechnete Rücklage sichergestellt. Ueber seine weitere Beteiligung muß eine neue Vereinbarung mit der GL getroffen werden.

Die Sicherstellung kann nicht in Geld gefordert werden. In Zweifelsfällen ist die Taxe eines gerichtlich beeidigten Sachverständigen maßgebend.

(16) Der Mitunternehmer verpflichtet sich, über ihm bekanntgewordene Betriebs- und Geschäftsvorkommnisse Stillschweigen zu bewahren.

(17) Die Rechte und Ansprüche des Mitunternehmers aus diesem Vertrag sind nicht übertragbar. Die Rechte sind persönlich auszuüben. Die Ansprüche dürfen nicht verpfändet werden.

(18) Dieser Vertrag läuft bis zum 31. 12. 51. Er verlängert sich stillschweigend um ein Jahr, wenn er nicht von einem der beiden unterzeichneten Vertragspartner mit einer Frist von drei Monaten zum Ende eines Geschäftsjahres gekündigt wird.

Die Beendigung des Arbeitsvertrages hat zugleich die Aufhebung dieses Vertrages zur Folge.

Im Falle der Pfändung der Ansprüche des Mitunternehmers gilt der Vertrag mit Zustellung der Pfändung als aufgehoben.

(19) Die Beteiligung an Gewinn und Verlust endet bei Aufhebung des Vertragsverhältnisses im Laufe eines Geschäftsjahres mit Ablauf des vorangegangenen Geschäftsjahres.

Endet das Vertragsverhältnis, so sind die Rücklage des Mitunternehmers und sein Anteil am etwaigen Vermögenszuwachs binnen fünf Jahren auszuzahlen. Die GL wird sich bemühen, die Auszahlung sofort oder in Raten vorzunehmen. Scheidet ein Mitunternehmer wegen Arbeitsunfähigkeit oder Alters aus, so kann er seine Rücklage und seinen Anteil an dem Vermögenszuwachs auf sein Darlehnskonto überschreiben und den Gesamtbetrag als Darlehen im Betriebe stehen lassen.

(20) Stirbt der Mitunternehmer, so werden seine Guthaben sofort an die Erben ausbezahlt.

(21) Streitigkeiten aus diesem Vertrag sind zunächst vor die Einigungsstelle zu bringen.

Hierfür benennt die GL und der Mitunternehmer je einen Beisitzer. Die Beisitzer wählen einen Obmann. Dieser muß eine abgeschlossene juristische oder volkswirtschaftliche Ausbildung haben. Einigen sich die Beisitzer nicht über die Person des Obmannes, so wird dieser vom Präsidenten der Industrie- und Handelskammer Düsseldorf bestellt.

Die Einigungsstelle soll eine gütliche Einigung zwischen den Parteien durch einen außergerichtlichen Vergleich herbeiführen. Gelingt ihr das nicht, so steht den Beteiligten der Rechtsweg offen."

Entnommen dem Buch von Gert P. Spindler: „MITUNTERNEHMERTUM, vom Klassenkampf zum sozialen Ausgleich", im Metta Kinau Verlag Wolf u. Täuber, Lüneburg 1951.



Jochen Peiper, 1944

JOCHEN PEIPER:

Aus Landsberg

In mönchischer Klausur sitzt ein „Kriegsverbrecher" auf seinem Klappbett und döst. An der Tür steht „Lebenslänglich" und auf dem Kalender „Oktober 1952". Der Ofen singt, die Spinne erkundet neue Winterstellungen und der Herbst rüttelt mit rauher Hand an der Schwedischen Gardine. Dreizehn Jahre getrennter Ehe, 5mal als zum Tode Verurteilter Geburtstag gefeiert und nun das 8. Weihnachtsfest im Zuchthaus.

Als wir vor 7½ Jahren die Welt des Stacheldrahts zum ersten Male betraten, waren wir wie Kinder, welche über Nacht die Mutter verloren hatten. Aufgewachsen und erzogen unter den klaren Gesetzen der Front, fühlten wir uns außerstande, die neuen Spielregeln zu begreifen. Wer anfänglich noch gemeint hatte, daß einer blindwütigen Politik die Augen durch Wahrheit zu öffnen seien, mußte bald erfahren, daß dort nur wenig Gerechtigkeit zu erwarten ist, wo zu demagogischem Zweck eine blutrünstige Figur an die Wand gemalt werden soll. Doch unser gutes Gewissen und unsere Ignoranz waren grenzenlos. Der Staat hatte seine Jugend ja nur die Handhabung von Waffen gelehrt. Das Verhalten gegenüber Verrat war nicht geübt worden. Gestern noch ein Teil der großdeutschen Wehrmacht, standen wir heute gemieden und geächtet als Prügelknaben von einer heulenden Meute umringt. Wer bisher nur um den einen Teil des Selbsterhaltungstriebes gewußt hatte, das

tapfere Zittern vor der Gefahr, konnte seine Ohren nunmehr an das Haltet-den-Dieb-Geschrei gewöhnen, mußte das Denunziantentum jener traurigen Gesellen kennenlernen, die durch einen Tritt nach unten wieder nach oben kommen wollten. — Wer hat in diesen Tagen nicht an Deutschland gezweifelt, und wem verschloß der Ekel nicht den Mund?

Als sich der Lebensraum dann mählich verengte, vom Lager über die Baracke zum Käfig, wurden wir blind für das Gemeinsame und hellsichtig für das Trennende. Der Hunger schwang die Peitsche und die Menschenwürde duckte sich. Was Wunder, daß der feindliche Vergeltungsangriff viele schwache Stellen bei uns traf. Zwietracht und Mißtrauen sind schlechte Ratgeber im Gerichtssaal. Indessen, die Aufgabe wäre diesmal auch so nicht zu schaffen gewesen. Zuviel Mühe hatten die Schlingensteller auf die Vorbereitung gewandt. Wissend betraten wir die Arena und schweigend standen wir 3 Monate lang am Pranger. An dreimal 30 Tagen wurden wir hinterm Triumphwagen des Siegers durch die Gosse geschleift. Dann war es glücklich so weit. — Eine letzte Woge von Geifer erfaßte ihre Opfer und spülte sie durch die düsteren Gefängnistore. Strandgut des Zweiten Weltkrieges!

Was die Freiheit bedeutet, lehrt erst die Unfreiheit. Welch' köstliches Geschenk dünkt sie den Eingekerkerten. Nur wer die Freiheit je verlor, vermag zu ermessen, wie lang ein Tag ist; was es bedeutet, wenn sich der Alpdruck der Sorge und Ungewißheit für 4 Jahre und 7 Monate auf unsere Angehörigen senkte. 23 cbm Atemluft wurde jedem zugestanden. In ihnen stand von nun an das ganze Ich auf den Zehenspitzen.

Langsam wurde es stille um uns. Bis auf den ewig knurrenden Magen und den das Leben verkündenden Amselgesang am Abend und am Morgen.

Die von der Geisel des Staatsanwaltes aufgepeitschten Nerven befreundeten sich am ehesten mit der Einzelhaft. Die Fäuste öffneten sich langsam und das wilde Aufbäumen gegen das Schicksal ließ nach. Uebrig blieb nur das Nichtbegreifen, der Schmerz um die Lieben und das Hadern mit der Vorsehung, die uns schnöde um die ehrliche Kugel betrogen hatte —

Je tiefer wir sanken und je mehr die Gegenwart verblaßte, desto näher kamen wir unseren Wurzeln, und desto stärker gewann die Vergangenheit an Leuchtkraft zurück.

Wir saßen in Deutschlands dunkelstem Winkel und blickten zurück auf unsere sonnenüberflutete Ikarusreise. Keiner mußte die Augen niederschlagen. Was wogen schon die Unzulänglichkeiten und Fehler gegenüber den heißen Herzen, die wir stets und überall bereit waren, in die Waagschale zu werfen.

Uebermenschen, Menschen und Untermenschen haben unseren Weg gekreuzt, und immer erwiesen sich die Grenzen als fließend. Je weiter wir vorstießen und uns von der Phrase entfernten, desto klarer zeigte sich, daß das Leben gleich dem Lichte aus Komplementärfarben besteht. Nicht schwarzweiß malt es, sondern in Zwischentönen. Ganz langsam wurde es wieder heller.

Doch wir waren jung und Anfechtungen blieben nicht aus. Wer stirbt auch schon gern unterm Galgen? Wir riefen Deutschland und hörten kein Echo. Wir spielten Schach durch die Wand, lernten Fingersprache und schrieben gerührt an unseren Nekrologen.

Dann wurden wir müde und gleichgültig und hängten mit der Hoffnung auch das Lauschen an den Nagel. Ungerecht wurden wir und bitter.

Gab es aber damals einen anständigen Kerl, den man nicht eingesperrt hatte oder eine Hilfsbereitschaft, die man nicht zertreten hätte? Gleichviel, so mancher sägte sich los vom Stamme der Gemeinschaft, wurde Menschenfeind und weihte Hirn- und Drüsentätigkeit hinfort nur noch der Galleerzeugung. Es ist jener Typ, den man überall an dem unerschöpflichen Gedächtnis erkennt, wo es gilt, alte Ressentiments zu pflegen.

Andere wiederum erkannten, daß die pseudo-demokratische Parole „Hier sind wir alle gleich", nichts weiter als ein dummes Geschwätz ist, ein geradezu in den Rinnstein ziehender Rettungsring mit Bleifüllung. Mit allen Kräften wehrten sie sich gegen die Vermassung und den steten Sog nach unten. Sie wurden zu Philosophen, versuchten durch bewußte Individualisierung und Differenzierung sich die innere Freiheit zu bewahren und saßen im Zuchthaus letztlich wie im Lehnstuhl.

Was von draußen in unsere Todeszellen drang, war auch nicht dazu angetan, uns das Sterben leichter zu machen. Wir erfuhren, daß wir einer verbrecherischen Organisation angehört und einem Unrechtsstaat gedient hatten. Die Schlammflut der Enthüllungs- und Memoirenliteratur brachte Erklärungen von Militär und Diplomaten, die absichtlich auf die Niederlage ihres Vaterlandes hingearbeitet hatten. Man kam sich vor wie ein in der Jauchegrube gelandeter

Decius Mus. Der einzige Festpunkt in diesem Chaos war das stille Heldentum unserer Frauen und Mütter.

Aber die Zeit trennt nicht nur, sie heilt auch zugleich. Allmählich und zaghaft begann draußen die nationale Besinnung wieder Fuß zu fassen. Die Konjunktur der Leichenfledderer war vorbei.

Die Ordnung kam zurück und die längst erschlagen gewähnte Anständigkeit. Und mit ihren ersten Spähtrupps traten die solange mundtot gemachten Kameraden wieder auf den Plan. Die Parias der Nachkriegszeit hatten ihre noch ärmeren Brüder also doch nicht vergessen. — Was tat es, daß die Einsatzbereitschaft im umgekehrten Verhältnis zum früheren Dienstgrad stand? Deutschlands treueste Söhne sind meist nur aus kleinen Hütten gekommen.

Uns jedenfalls war wie einer eingeschlossenen Kampfgruppe, die endlich Luftversorgung erhält, die aufatmend feststellt, daß *man sie noch nicht abgeschrieben hat.* — Ein kriegsblinder Panzerfunker saß in irgendeiner Kellerwohnung und webte einen Kissenbezug für seinen zum Tode verurteilten Kommandanten. Ein Doppelamputierter trennte sich von seinem Lieblingsbuch, und helfende Hände rührten sich in fernen Kontinenten. Mußte der schwache Hoffnungsfunke nicht erneut entflammen? Eine unsinnige Zeit begann ihren Sinn zu erhalten.

Wir waren durch ständige Prügel so trotzig und störrisch geworden, daß der Vereisungsprozeß fast nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Nun spürten wir plötzlich wieder den beglückenden Atem warmer Frontkameradschaft, wurden gewahr, daß draußen nicht nur die Prämierung des Gemeinen und die Verächtlichmachung aller Werte galt. Ein neues Verständnis für die Schwierigkeiten des Leben vor den Toren begann und auf hörte der Glaube, daß Landsberg der Mittelpunkt der Welt sei.

Durch Druck und Gärung fanden wir zur Toleranz. — Und es mag wohl sein, daß darin der Gewinn der verlorenen Jahre liegt. Darin, daß wir erst bis in die schwer zugänglichen Bezirke der Selbsterkenntnis vordringen mußten, ehe wir die menschliche Zugänglichkeit fanden. Daß wir auf schwere Weise *lernen mußten, uns zu beneiden.* Nun kam uns in unserem Kampf um die Wahrheit und um das Wesentliche die Relativität erst ganz zum Bewußtsein, das Subjektive des Blickwinkels. Nach harter Lehrzeit wurde aus Engstirnigkeit Gesamtschau. Wir warfen die Scheuklappen des Ressentiments ab.

Während das bisher Sinnlose unserer Leidenszeit sich solcherart fast unmerklich in Deutung und aufkeimende Erkenntnis umsetzte, ging auch draußen die große Wandlung vor sich, erhielt der große Opfergang unseres Volkes eine sichtbare Rechtfertigung. Wo wäre heute das zerrissene Abendland ohne jene aus der Geschichte nicht mehr wegzudenkenden Deiche aus deutschen Leibern? Vom Kaukasus bis nach Finnmarken verläuft im weiten Zirkelschlag die Linie der abendländischen Gefechtsvorposten. Vertreter unseres gesamten Kulturkreises halten stumm die Wacht. Und wenn ihre Grabhügel auch eingeebnet sind, und viele Länder sich noch immer ihrer edelsten Söhne *schämen,* so ist es doch einzig dieser Avantgarde der Europaidee zu danken, wenn Dschingis-Khans Erben ihre Panzer noch nicht am Atlantik in die Schwemme fahren.

Laßt uns ihretwegen den Groll begraben, Kameraden. Die Geschichte wird gerechter richten als blindwütige Zeitgenossen. Die Gefahr ist so drohend und die Not so groß, daß niemand sich dem Ruf versagen darf.

Vergeßt nicht, daß in den Kadern der Waffen-SS *die ersten Europäer gefallen* sind, daß die Nachkriegserschlagenen zumeist aus unseren Reihen stammten und nur wegen ihres Glaubens an die Unteilbarkeit des Abendlandes zu Freiwild wurden. Seid dieser Blutzeugen eingedenk. Bleibt nicht auf halbem Wege stehen. Der Europagedanke ist das einzige politische Ideal für das zu streiten sich heute noch lohnt. Nie waren wir seiner Verwirklichung näher. Packt die Lüge bei der Gurgel, schlagt der Verleumdung ins Gesicht, helft den Nachbarn und der Kriegerwitwe. Wenn jeder zu sich und den einfachen Werten zurückfindet, dem Egoismus abschwört, aus der Armut eine Ethik macht und sich erneut der Gemeinschaft verantwortlich fühlt, dann kriegen wir auch diesmal den Karren wieder aus dem Dreck, *sind die Dämme aufgerichtet,* wenn die Sturmflut kommt.

Im Kriege galten unsere stolzen Divisionen als krisenfest. Den Gefängnisbütteln aller Länder sind wir durch Standhaftigkeit ein Begriff geworden. Mögen unsere Kinder dereinst von uns sagen können, daß wir auch im Unglück nicht kleiner waren als unser Schicksal, daß wir selbst in der Diaspora den Sauerteig für Versöhnung und europäisches Denken abgaben. — Ich grüße alle, die im Kerker *frei geblieben sind.*

Landsberg, 15. Oktober 1952.

(Entnommen dem neuerschienenen Werk „Waffen-SS im Einsatz", Plesse-Verlag, Göttingen 1952)

HANS ULRICH RUDEL:

Verteidigung Europas

Von welcher Seite aus man auch die Unabwendbarkeit und Intensität der sich aufzeigenden Weltkatastrophe betrachten und wie man sich auch zu ihr stellen mag, eines ist für uns Deutsche sicher: Wir wollen so handeln, wie wir die meisten Chancen haben, als Volk zu überleben. Ein Deutschland, in dem kein Deutscher mehr lebt, nützt uns nichts.

Es dürfte nur ein schwacher Trost sein, wenn unser letztes Bataillon einem verbündeten Land angehört, dem letztlich mehr Oel und Stahl zur Verfügung standen und das nach langem Vor- und Zurückrollen schließlich einen Erschöpfungssieg errang. Ein zweites Korea — und das vielleicht noch in viel größerem Ausmaß — wollen wir nicht heraufbeschwören, denn es läuft auf eine Selbstausrottung unseres Volkes hinaus bezw. auf freiwillige nachträgliche Verwirklichung des bekannten Morgenthau-Planes! Es besteht Gefahr, daß wir eines Tages eingespannt sind in bestimmte Kontingente und daß wir so auf unsere Brüder im Osten schießen müssen, die anderseits wieder vom Bolschewismus organisiert und in Formen gepreßt werden, die ihnen ebenfalls keine andere Wahl lassen als auf uns zurückzuschießen.

Man unterschätze den Einfluß des Bolschewismus auf unsere Jugend im Osten nicht! In einigen Jahren steht uns diese Generation völlig fremd gegenüber — und der endgültige Bruch ist nicht mehr zu vermeiden. Wichtiger als alles andere ist daher für uns die Wiedervereinigung Deutschlands. Und wir dürfen damit nicht allzulange warten, denn sonst beginnt tatsächlich eines Tages Rußland für uns an der Elbe.

Wir Rußlandkämpfer sind stets für ein freies Europa eingetreten. Dafür zeugen die vielen Kameraden aus fast allen Ländern Europas, die schon damals die große geschichtliche Aufgabe erkannten und mit uns Schulter an Schulter kämpften. Ich bejahe — wie so viele Kameraden — die Verteidigung eines freien Europas.

Aber die Verteidigung dieses Kontinents muß auch die Verteidigung eines in jeder Beziehung freien Deutschlands sein. Das ist eine der Voraussetzungen, um von einem künftigen deutschen Soldaten Einsatzbereitschaft und Standfestigkeit zu erwarten. Als Söldnertruppe, die vielleicht im hinhaltenden Widerstand nur andere Interessen schützt, geben wir uns nicht her. An eine andere als solche Verwendung zu glauben, erschwert man uns jedenfalls ungeheuer. Wir stellen alle Vorurteile zurück, weil wir uns bewußt sind, daß wir nur der Zukunft leben und für sie handeln müssen. Aber wie handelt man an uns, die wir unsere Opferbereitschaft gegenüber dem Bolschewismus nicht nur mit Phrasen, sondern mit Taten bewiesen haben?

Noch immer sind Kameraden von uns in Gefängnissen. Ich käme mir ehrlos vor, wenn ich erneut eine Uniform anzöge, bevor nicht der letzte von ihnen wieder frei unter uns weilt. Das fordert das Gesetz der Kameradschaft, das wir nicht verloren haben und nicht aufgeben werden. Denn nur diese Kameradschaft hat die große Leistung im vergangenen Krieg ermöglicht. Man kann uns alles nehmen, man kann uns verfolgen, verhaften — die Kameradschaft wird über allem stehen! Solange über jedem zukünftigen deutschen Soldaten der „Kriegsverbrechergalgen" seine Schatten wirft, solange er mit der Schlinge um den Hals und einem Rechtsanwalt neben sich marschieren soll, weil er weiß, daß viele seiner eingesperrten Kameraden auch nichts weiter als ihre Pflicht taten, wird man keine Soldaten, bestenfalls „Mitläufer" gewinnen können.

Ebensowenig wird eine leistungsfähige Truppe geschaffen werden können, die nicht unabdingbar an den Eid gebunden ist. Mit einem „Arbeitsverhältnis" wird es nicht gehen. Wer das glaubt, der kennt die Härte des Gegners nicht und verfügt nicht über die ausreichende Praxis, wie wir sie im Osten erlangten. Oder sollte ein Instrument aufgebaut werden, das von vornherein keinerlei Chance

besitzt, Gegenwehr leisten zu können? Wenn mein Obergefreiter hinter dem Maschinengewehr mir neuerdings sagen kann: „Leutnant, Ihr Befehl, die Stellung zu halten ist meines Erachtens irrsinnig und mit meinem Gewissen nicht zu vereinbaren". ...wenn der also das Recht hat abzuhauen und zu türmen, dann ist es besser, gar nicht erst anzufangen. Das Spiel ist zu hoch, es geht um unser aller Leben. Mit solchen Methoden ist es von vornherein verspielt. Und der Sache, der wir dienen wollen, ist dann nicht gedient.

Auch glaube ich weiter, daß eine Truppe besser auf eine Führung baut, die ihre Standhaftigkeit schon einmal bewiesen hat und die nicht während des Krieges mit einem Feind konspirierte, sobald die Kampflage düster aussah.

Das Vertrauen einer künftigen Armee wird kaum jemand haben können, der jemals dem Feind in irgend einer Form Vorschub geleistet hat. Ich behaupte das schon deswegen, weil jeder von uns den Gedanken nicht los wird, daß jemand der e i n m a l verriet, auch w i e d e r verraten könnte. Wer garantiert uns denn, daß wir diesmal z. B. nicht plötzlich direkt an Moskau verkauft werden, obwohl wir vorher zum Kampf gegen den Osten aufgefordert wurden? Solche „direkten Leistungen" hat man doch in letzter Zeit schon häufig erlebt!

Verrat muß Verrat bleiben und wer desertiert, ist Deserteur. Wer aber versucht, den Verrat zu glorifizieren, der untergräbt die Widerstandskraft unseres Volkes und Europas und spielt beide in die Hände des Feindes!

Ich bin der Ueberzeugung, daß wir auf Grund der angeführten Argumente in Bezug auf die Gefahr, die ein einseitiger Vertrag mit sich bringt, nur zu der Auffassung kommen können, daß für unsere Völker die Teilnahme an einer kriegerischen Lösung des Konfliktes vermieden werden muß. Vielmehr gilt es, eine friedliche Lösung zu finden. Wir müssen uns also um eine solche Lösung bemühen, die es uns gestattet, eine eigene Linie einzuschlagen, eine, die Beziehungen und Wirtschaftsmöglichkeiten nach allen Seiten offen läßt. Nur so wird eine Vereinigung Deutschlands möglich sein, die unser Hauptziel bleiben muß.

Wenn man aber von Angriffsabsichten und der Notwendigketi einer Organisierung der Verteidigung spricht, dann unterschätze man den Gegner nicht, der gegen uns mit unglaublicher Zähigkeit kämpfte. Er ist politisch geschult und fanatisiert. Ich glaube, die neue Armee, die hier bestehen will, muß moralisch sehr stark sein. Sie muß wissen, worum es geht, man kämpft nicht nur, um sich zu wehren, man kämpft f ü r etwas! Dies Ideal kann die Freiheit sein, aber unser aller Freiheit! Und da ist die G e s a m t d e u t s c h l a n d s mit einbegriffen!

Vorerst hören wir nur das Gezeter unserer „Partner". Als ob es zu erreichen wäre, daß wir wesentlich schwächer als jeder unserer „Bundesgenossen", aber stärker als unser zu erwartender Gegner sein könnten! Einer Entschlossenheit von der einen Seite kann nur Entschlossenheit auf der anderen gegenübergestellt werden. Diese Geschlossenheit, die dazu erforderlich ist, muß erst geschaffen werden. Ansonsten tut man den zweiten Schritt vor dem ersten. Mit unserem Leben und der Zukunft unserer Völker soll man aber nicht va banque spielen. Eine dem Osten ebenbürtige Armee aufzubauen, wird Maßnahmen erfordern, von denen sich viele unter uns noch keine rechte Vorstellung machen. Wir können sie vielleicht nur ahnen, da wir die W i r k l i c h k e i t im Osten erlebt haben.

Zwei Dinge sind notwendig: Die Staatsmänner sollten sich ehrlich bemühen, die wirkliche Stärke des Gegners auf militärischem, ideologischem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet festzustellen, um ihren Völkern wahrheitsgemäß sagen zu können, w o g e g e n sie im Ernstfalle zu kämpfen haben werden, und sie sollten ihren Völkern glaubhaft sagen, w o f ü r sie kämpfen sollen. Dann werden auch wir eine a n d e r e Einstellung zu diesen Dingen haben können!

Von Hans Ulrich Rudel erschien soeben im Dürer-Verlag: „Es geht ums Reich", eine Sammlung von Aufsätzen, die in den letzt vergangenen Jahren in „DER WEG" veröffentlicht wurden.

DIETER VOLLMER:

„Es wird schon nicht so schlimm sein ..."

Hinter Hoffnung und Optimismus verstekken sich nur zu oft Trägheit und Lethargie. Hoffen ist immer das Bequemste. Eine skeptische, realistische Betrachtung der eigenen Lage, wie der gesamten Situation zwingt zu praktischen Konsequenzen, zur Bewegung, zur Tätigkeit, kurz: zu einer Leistung, die man — hoffend — vermeiden kann. Das ewig selbsteinlullende „Es wird schon" oder „Gott wird schon" ermöglicht, die Hände in den Schoß zu legen und abzuwarten. Mit dem gleichen Haß, mit dem der Träge, Bequeme den Tätigen, Unternehmungslustigen verfolgt, verfolgt auch der Hoffende den Skeptiker oder den „Schwarzseher", wie er ihn nennt. Dieser Haß auf die „Schwarzseher" ist das einzige, was die Optimisten noch zeitweise aus ihrer Lethargie aufzurütteln vermag.

Dies zu beachten, gab das große Nachkriegssterben der Deutschen Anlaß genug. Die Lebensmittelrationen wurden 2½ Jahre lang mit äußerst folgerichtiger Gleichmäßigkeit verringert. 1½ Jahre wurden sie außerdem — ebenso langsam und folgerichtig — vom Fett- und Eiweiß-Gehalt fort und zu den Kohlehydraten hin verlagert. Die in den verschiedenen Besatzungszonen erzeugten Fette und Eiweiße wurden — ebenso wie Frischobst, Wein und hochwertige Gemüse — entweder exportiert oder zur Mästung der in Lagern zusammengefaßten Ausländer und Juden verwendet. Eine Einfuhr von Lebensmitteln für die deutsche Bevölkerung bestand seit 1½ Jahren praktisch nicht mehr, ausgenommen Mais, der als Mehl und Grieß fast unverdaulich ist. Die Anträge Dänemarks auf Fetteinfuhr, Hollands auf Gemüselieferung und Italiens auf Einfuhr von Südfrüchten wurden von den Besatzungsmächten abgelehnt. In Nord- und Südamerika wurden Ernte-Mengen, die den gewünschten Preis nicht erzielten, nach wie vor vernichtet. Der Begriff eines Existenz-Minimums bestand für Deutsche praktisch nicht mehr. Es sei denn der absolute Null-Punkt. Wenn die deutschen Bergleute mit 1000 bis 1100 Kalorien täglich und ohne jede Spur von Eiweiß und Fett bei Nichtbelieferung der Zulage-Karten wie der Grundkarte glaubten, nicht mehr arbeiten zu können, und streikten, so wurde im Kongreß der Vereinigten Staaten vorgeschlagen, sie mit Bajonetten zur Wiederaufnahme der Arbeit zu zwingen, und dieser Vorschlag von der Regierungsseite mit dem Bemerken zurück gewiesen, durch weitere Hungermaßnahmen ließe sich die gleiche Wirkung erzielen.

Obgleich noch handgreiflichere Tatsachen schlechterdings nicht mehr aufgeboten werden können, war es dennoch unmöglich, dem größten Teil der Deutschen zu der Ueberzeugung zu bringen, daß in irgendeiner Form ein regelrechtes Todes-Urteil gegen sie vorliegt und mit stetiger Planmäßigkeit vollzogen wird. Denn es ist bequemer zu hoffen. Es ist bequemer, die alarmierenden Tatsachen zu vergessen und den Zeitungen und Wochenschauen zu glauben, wenn sie von Lebensmitteln-Importen sprechen, obgleich man genau weiß, daß diese Meldungen nicht den Tatsachen entsprechen. Es ist bequemer, den eigenen körperlichen Verfall, den eigenen Gedächtnisschwund, die eigene Unfähigkeit zu konzentrierter geistiger Arbeit und die Lebensuntüchtigkeit der Neugeborenen nicht zu bemerken, sondern so zu tun, als sei man selbst noch ganz der Alte und als „ginge alles wieder aufwärts". Es ist bequemer, sich so lange etwas vorzumachen, bis man allmählich völlig entkräftet ist, und — schon halb im Sarge — immer noch zu sagen: „Aber das können sie doch nicht tun! Sie können doch nicht ein 60-Millionenvolk verhungern lassen!", obgleich man im Grunde weiß, daß „sie" das sehr wohl können und schon ganz andere Dinge gekonnt und getan haben. Es ist bequemer, es ist bequemer, es ist bequemer — —

Denn anderenfalls, wenn man die Dinge sähe, wie sie sind, wenn man wachsam die Augen offen hielte und sich über das, was vorgeht, Rechenschaft ablegte, dann müßte man ja etwas tun, dann müßte man sich zu irgendetwas entschließen.

Als die letzten sieben Landsberger erhängt wurden, ließ sich das nicht ganz verschweigen. Wie unangenehm! Man entrüstete sich

damals in bürgerlich deutschen Kreisen nicht über die offenbare Verhöhnung der Justiz, nicht über den Sadismus, mit dem Männer jahrelang immer wieder von neuem auf ihre Hinrichtung vorbereitet wurden, um sie dann schließlich doch noch umzubringen, kurz bevor es wirklich nicht mehr möglich gewesen wäre. Nein, man empfand es lediglich als Belästigung, so laut an eine Tatsache erinnert zu werden, die man doch so gerne vergessen wollte, an die absolute Rechtlosigkeit, an das gellende „Vae victis!"

Und da man es eben als Belästigung empfand, bemühte man sich natürlich auch, den Landsberger Galgen so schnell wie möglich wieder zu vergessen. Selbstverständlich kam man gar nicht auf den Gedanken, daß die immer wieder ausgesetzte Hinrichtung dieser sieben Männer ein Sinnbild sein könnte für die immer wieder ausgesetzte, aber gewiß nicht aufgegebene Hinrichtung des gesamten deutschen Volkes, daß die Lockerungen und Hilfen nach den ersten drei Hungerjahren nichts weiter sein könnten als ein Aufschub, als ein nochmaliges Zurückführen aus der Todeszelle in die normalen Gefängniszellen, als ein Lockern der Schlinge um unseren Hals, daß man es vielleicht für oportuner halten könnte, uns nicht verhungern zu lassen, sondern uns in einem dritten Kriege selbst hinrichten zu lassen. gegenseitig, Volkspolizei gegen deutsche EVG-Kontingente. Aber nein, welch eine Ausgeburt einer krankhaften Phantasie! Es geht doch alles schon wieder aufwärts! Es muß ja auch aufwärts gehen, denn sonst wäre der Glaube an einen automatischen Fortschritt ja ein Irrtum — fort mit solchen Hirngespinsten!

Man beruhigte sich schnell. Das Trägheitsgesetz hatte wieder einmal gesiegt, und nun will man sich auch durch nichts mehr aus seiner Ruhe aufstören lassen.

Und wenn es nun erst an die letzten Zusammenhänge geht! An die eigentlichen Hintergründe des Geschehens! Wenn es an die Erkenntnis geht, daß die Weltkriege nicht wirklichen Bedürfnissen der Völker entsprachen, daß sie arrangiert wurden! Keiner der herkömmlichen Begriffe trifft ja auf sie zu. Sie beweisen, daß die wirkliche Macht nicht dort ausgeübt wird, wo man sie gewohnheitsgemäß immer noch sucht. Die beiden Weltkriege beweisen (und der dritte wird vielleicht zu der Erkenntnis zwingen), daß das politische Geschehen nicht mehr von den Interessen der Nationen, nicht mehr von geopolitischen Gegebenheiten, auch nicht mehr von großraumwirtschaftlichen Gesichtspunkten und am allerwenigsten von den bekannten Ideologien bestimmt wird. Fast die gesamte Literatur über die letzten Kriege geht daher am Wesentlichen vorbei und enthält von den wirklichen Hintergründen kein Wort. Beinahe könnte man sagen: mit Recht. Denn das bürgerliche Vorstellungsvermögen ist diesen ja tatsächlich ungeheuerlichen Hintergründen und weltpolitischen Zusammenhängen einfach nicht gewachsen. Was sich die guten Leute aber nicht vorstellen können, was ihnen „unwahrscheinlich" erscheint, das zu glauben lassen sie sich von niemandem zwingen. Bringt ihnen jemand Beweismaterial in Fülle, so „lehnen" sie den Betreffenden mit samt seinem Material „ab". Läßt er ihnen dennoch keine Ruhe und kommt ihnen womöglich mit Fotokopien, so beginnen sie ihn zu — hassen.

Das ist typisch bürgerliches Verhalten. Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens, sagt das Sprichwort. Man wehrt sich eben hartnäckig gegen alles Tatsachenmaterial, für das die eigenen Denk- und Empfindungsorgane nicht geschaffen sind. Und es muß zugegeben werden, daß die Existenz einer praktisch bereits seit einem halben Jahrhundert funktionierenden Weltregierung über fast alle Staaten unserer Erde eine ziemlich unglaubwürdige und schwer zu fassende Tatsache ist. Als wir in den zwanziger Jahren die ersten Aufklärungsschriften Ludendorffs über das Wirken der Freimaurerei lasen und — damals — als überspannt empfanden, weil wir uns diese Dinge eben nicht vorstellen konnten, ging es uns auch nicht anders, reagierten wir nicht weniger bürgerlich als diejenigen, die das heute vorliegende Beweismaterial über die Existenz einer Weltregierung „ablehnen". Nur ist es mit der Ablehnung eben nicht getan. Den Kopf in den Sand zu stecken, hat noch niemandem geholfen.

Es bleibt den wenigen, die Einblick erhielten und erkennen mußten, also auch weiterhin nichts anderes übrig, als ihre undankbare Aufklärungsarbeit fortzusetzen, und auf die Gefahr hin, daß sie sich noch unbeliebter machen, als sie ohnehin schon sind, weiterhin gegen diese Mauer von Kurzsichtigkeit und optimistischer Trägheit anzurennen. Entweder sie rennen sich dabei den Schädel ein, oder die Mauer bricht und aus dem allgemeinen Erwachen und Erkennen wird eine neue Flutwelle der Abwehr gegen die schon soweit „fortgeschrittene" Versklavung der Völker.

Also vorwärts, gegen Trägheit des Denkens, gegen Lethargie und gegen das verfluchte „Es wird schon nicht so schlimm sein!"

GÜNTER KOCH-JASMUND:

Für Wallstreet sterben

Das säkulare Weltproblem ist doch bei allem Obskurantismus das folgende: Soll die Welt weiter kapitalistisch und damit von einer im wesentlichen amerikanischen Finanz-Oligarchie oder bolschewistisch von einer roten Parteidiktatur beherrscht werden; oder aber wird der organische, völkisch gebundene Sozialismus künftig der Welt seinen ganz neuen, völkerverbindenden Stempel aufprägen.

Uns scheint sich die Entscheidung nicht in der Wahl zwischen Freiheit und Sklaverei zu erschöpfen, sondern prinzipiell zwischen Krieg und Frieden und damit für uns als Nation zwischen Tod und Leben zu liegen. Wir sind darum auch der Auffassung, daß die Auseinandersetzung über das Für und Wider des Verteidigungsbeitrages für den „Westen" von einer völlig falschen, ja utopischen Voraussetzung, nämlich der Erhaltung des Friedens, ausgeht. Wir werden vielmehr, vor allem unter Berücksichtigung der Zwangslage für den Kapitalismus, den Nachweis führen, daß für den Fortbestand des durch die Politik der USA repräsentierten Hochkapitalismus g r u n d s ä t z l i c h der K r i e g überhaupt nur noch die conditio sine qua non ist und daß damit — wir sind uns der Schwere dieser Behauptung durchaus bewußt — der 3. Weltkrieg zwangsnotwendig unvermeidlich wird.

Es liegt uns fern, wie der Liberalismus und der Marxismus die wirtschaftlichen Abläufe als allein geschichtsbildende Faktoren in Rechnung zu setzen. Aber man muß den amerikanischen „way of life" und die dortige Bedeutung des „business" kennen, vor allem aber die amerikanische Entwicklung gründlich studiert haben, um die sich für uns aus einer Bindung an die heute wieder absolut kapitalistisch beherrschten USA ergebenden Gefahren in ihrer ganzen, tödlichen Bedeutung ermessen zu können; nicht zuletzt durch die eindeutige Tatsache, daß die USA bei der Schwäche Europas mit der konzentrierten Macht des Dollars, die heute j e d e Regierung des Westens ein- oder abzusetzen vermag, alle schwerwiegenden Entscheidungen der großen Politik souverän beherrschen. Die heutigen europäischen Parlamente sind nur noch die Provinzbühnen für eine triviale öffentliche Massensuggestion hinter denen die Magier mit dem „Medium" des Geldes suggestiv i h r e Kabinettspolitik treiben.

Wie aber ist nun — in großen Zügen — die amerikanische Entwicklung verlaufen und mit welchen Problemen hat der US-Hochkapitalismus — und nur dieser ist letzten Endes der Träger der heutigen westlichen Weltpolitik — in der Zukunft für seinen Weiterbestand zu kämpfen?

*

Angesichts der scheinbar unerschöpflichen Möglichkeiten in einem derzeit noch weitgehend unerschlossenen, mit allen Naturreichtümern überreichlich ausgestatteten Kontinente haben die USA unter dem Einfluß der liberalistisch-kapitalistischen Wirtschaftsordnung bis zum Ende der 20er Jahre einen fast märchenhaften, niemals durch ernstliche Rückschläge unterbrochenen Aufschwung genommen. Die Erfolge des freien, durch keine Hemmnisse und Hemmungen beschränkten

Wettbewerbs schienen damals für die klassische liberale Auffassung die imperative Rechtfertigung zu sein. Das Sozialprodukt stieg, verbunden mit der Steigerung der Löhne und damit des Lebensstandards, ungleich schneller als in dem alten Erdteil und hatte bereits vor dem 1. Weltkrieg die Vergleichsdaten der übrigen Welt weit überflügelt. Unter dem Eindruck des spontanen Anstiegs während des 1. Weltkrieges und der anschließenden ausgedehnten Nachholkonjunkturen träumte man dort in dieser „glanzvollen Epoche" sogar von ewiger Prosperität.

Diese auf die unbedingte Gültigkeit der kapitalistischen Ideologie gesetzten Erwartungen eines sich ständig und grenzenlos erweiternden „Fortschritts" muß man sich gründlichst verdeutlichen, um ermessen zu können, mit welcher Wucht die damals noch „ahnungslosen" USA im Jahre 1929 von einer Weltwirtschaftskrise mit ihren sich überschlagenden Zusammenbrüchen betroffen wurde, die sich auch für Amerika nicht nur als die größte Wirtschaftskatastrophe der modernen Geschichte, sondern mehr noch als der entscheidende Einschnitt in der kapitalistischen Entwicklung der USA überhaupt erwies.

Das Bedeutsamste daran: Zum ersten Mal war für Amerika der Trend eines stetig und progressiv steigenden Aufschwunges radikal unterbrochen; erstmals aber auch — was noch wichtiger scheint — das Vertrauen in die Richtigkeit des bis dahin unangefochtenen Kapitalismus auf das schwerste erschüttert. Und diese Erschütterung war keineswegs nur eine kurzfristige. Sie währte durch den ganzen Zeitraum bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges. Denn die Weltkrise erwies sich für den kapitalistischen Westen als etwas grundsätzlich anderes als alle früheren Depressionen, die sich durch die sog. „Selbstheilungskräfte" der kapitalistischen Wirtschaft von allein liquidierten. Sie war vielmehr wie eine Naturkatastrophe, elementar, grundtief zerstörend und unüberwindlich. Sie drohte, ähnlich wie in Deutschland, einen noch vor kurzem blühenden Kontinent über Nacht in ein wirtschaftliches und soziales Chaos zu stürzen. Die Situation war unvorstellbar. Neben aufreizenden Widersprüchen zeigte sich gerade in den USA mit aller dramatischen Deutlichkeit das nur unter dem Kapitalismus mögliche scheinbare Paradoxon der „Armut im Ueberfluß". Unabsehbare wegen „Unrentabilität" nicht abgeerntete Getreidefelder, während Millionen Menschen hungerten. Riesige, allermodernste, aber stilliegende Produktionsstätten bei einem bettelnden Massenheer von Arbeitslosen, während infolge fehlender Kaufkraft die Spirale von Produktion und Verbrauch sich immer breiter nach unten bewegte.

*

Man muß wissen, daß in den Jahren 1931/33 die amerikanische Produktion auf einen Stand von 53,8 % gegenüber 1929 = 100 % zurückging, also fast halbiert wurde, daß die Arbeitslosigkeit in der gleichen Zeit mit fast 14 Millionen 25,2 % aller Beschäftigten ausmachte, d. h., daß jeder v i e r t e Erwerbsfähige arbeitslos war, um in etwa begreifen zu können, welchen katastrophalen Schock die Weltkrise in den USA auslöste; zugleich auch, um zu verstehen, daß hier zum ersten Mal in der amerikanischen Geschichte sich eine immer stärker werdende Vertrauenskrise gegen den Kapitalismus durchsetzte, die die Flut des Kommunismus in diesen Jahren in den USA drohend steigen ließ, was sich heute, für alle sichtbar, in der „Kommunistenschnüffelei" des Senators Mac Carthy in den höchsten Regierungsstellen nur zu deutlich abzeichnet. Die kommunistische „Infektion" reicht in die dreißiger Jahre zurück.

Als entscheidend bleibt festzuhalten, daß im Gegensatz zu Deutschland diese Krise auch in der Roosevelt-Aera des „New Deal" — einer großzügigen staatlichen Wirtschaftsförderung zur Unterstützung der privatkapitalistischen Wirtschaft — zwar vorübergehend gemildert, letztlich aber bis zum Zweiten Weltkrieg niemals auch nur annähernd überwunden werden konnte. Wohl nahm die Arbeitslosigkeit unter dem Einsatz außerordentlicher staatlicher Mittel bis zum Jahre 1937 bis auf 13,8 % ab und die Industrieproduktion erreichte immerhin wieder 84 % des Standes von 1929. Dann aber — und das dürfte einmal für eine objektive geschichtliche Beurteilung der Ursachen, die zum Zweiten Weltkrieg führten, als nicht letztrangig symptomatisch angesehen werden — setzte besonders in den USA im Jahre 1938 ein neuer bedrohlicher Rückschlag ein, der die Massenarbeitslosigkeit sprunghaft auf 9,6 Millionen = 18,7 % steigen ließ, während gleichzeitig die Produktion wieder auf 78 % des Volumens von 1929 zurückging.

Die Stimmung in den USA war in dieser Zeit hoffnungslos, zumal sich im gleichen Zeitraum die Staatsschulden für öffentliche Ausgaben um fast das Doppelte erhöht hatten, ohne daß diesem staatlichen Finanzprogramm auch nur annähernd vergleichbare Erfolge wie in Deutschland beschieden gewesen wären. Es gab derzeit nicht wenige

einflußreiche Amerikaner, die eine ähnlich starke zentrale Wirtschaftslenkung wie in Deutschland befürworteten. Zugleich aber auch eine gefährlich wachsende Zahl derer, die unverblümt für den Kommunismus plädierten und in diesem den einzigen Ausweg aus dem kapitalistischen Dilemma erblickten. Daß während des Krieges der Präsident der kommunistischen Arbeiterbewegung Staatssekretär und nach diesem sogar Präsidentschaftskandidat werden konnte (Wallace), spricht Bände für den derzeitigen Einfluß der Kommunisten in USA.

*

Es ist in diesem Zusammenhang nötig zu wissen, daß gerade in der Vorkriegszeit, der New Deal-Periode, der Einfluß des privaten Großkapitals zwangsläufig dadurch geringer werden mußte, daß es wegen mangelnden Vertrauens in die wirtschaftliche Entwicklung für das Privatkapital in dieser ganzen Zeit kaum nennenswerte Investitionsmöglichkeiten gab, daß die „großen Gelder" weder in der unsicher gewordenen Spekulation, noch in der stagnierenden Privatindustrie, noch in der Auslandsexpansion des Kapitals „profitable" Anlage fanden, daß vielmehr außergewöhnlich große Summen in Bankhorten sterilisiert werden mußten, während andererseits durch die öffentlichen Investitionen der Einfluß des Staates immer größeren Umfang annahm und wegen des Ueberflusses an „billigem Geld" die anonyme Macht der Großbanken über das Wirtschaftsleben mehr und mehr im Schwinden begriffen war.

Es kann in diesem Rahmen nur angedeutet werden, daß unter dem New Deal außerdem durch das starke Anwachsen der Gewerkschaftsbewegung dem Kapitalismus auch von dieser Seite eine erhebliche Machtbeschneidung drohte, wenngleich auch hervorgehoben werden muß, daß es sich hierbei weniger um ein echtes soziales Anliegen als mehr um einen Kapitalismus von „unten" handelte.

*

Es ist notwendig, diese für den Kapitalismus so entscheidend veränderte Situation ganz klar herauszustellen, um die kardinale Bedeutung des nachfolgenden Wandels in seiner ganzen Tragweite begreiflich werden zu lassen.

Alle Anstrengungen, vor allem auch die außergewöhnliche staatliche Unterstützung der Privatwirtschaft hatten in den USA vor dem Zweiten Weltkrieg nicht vermocht, die von der Weltkrise auf das schwerste getroffene Wirtschaft auf kapitalistischer Basis zu sanieren. Im Gegenteil, eine sich 1938 deutlich abzeichnende neue Krise auf wesentlich schwächerer Grundlage als 1929 drohte dem kapitalistischen System den Todesstoß zu versetzen.

Dann aber kam — ... der Zweite Weltkrieg!

Wir wollen uns nicht auf den derzeitigen amerikanischen Staatssekretär für die Marine, Forrestal, berufen, der nach einem privaten Gespräch mit dem damaligen Botschafter der USA in London unter dem 27. 12. 1945 in seinem später veröffentlichten Tagebuch notierte: „... Weder Franzosen noch Engländer hätten Polen zum Kriegsgrund gemacht, wenn nicht die dauernden Nadelstiche von Washington gewesen wären ...", sondern lediglich die Tatsache feststellen, daß eben durch diesen zweiten Weltkrieg für den US-Kapitalismus alle bis dahin unüberwindlichen Schwierigkeiten mit einem Schlage gelöst wurden. Durch diesen Krieg waren nicht nur über Nacht die Probleme der Ueberproduktion und der Unterkonsumtion restlos liquidiert, sondern auch die viel weittragenderen sozialpolitischen der Massenarbeitslosigkeit, des gegenüber der Prosperität erheblich gesenkten Lebensstandards und damit die des Vordringens des Kommunismus zeitweilig vollkommen überwunden.

*

Sine ira et studio kann festgestellt werden, daß der Zweite Weltkrieg für den Bestand des kapitalistischen Staates in Amerika wie ein sehnlichst vom Himmel erflehter Regen nach einer verheerenden Dürre kam, der die „Ernte" im letzten Augenblick rettete. Nur durch den Zweiten Weltkrieg — und das ist eine nicht wegzudiskutierende Tatsache — wurde die Lage des US-Kapitalismus noch einmal von Grund auf gewandelt.

Durch das riesige unausgenutzte Produktionspotential und die ungeheuren staatlichen Rüstungsinvestitionen, die der Privatwirtschaft zur freien Nutzung überlassen wurden, vor allem aber die durch die Materialvernichtung im Kriege „gelöste" Absatzfrage konnte dann die amerikanische Produktion nicht nur auf das zweieinhalbfache des Vorkriegsstandes, sondern auch der Lebensstandard der Bevölkerung ohne notwendig werdende Einschränkung der zivilen Versorgung um mehr als das Doppelte erhöht werden, womit sich in einer „wunderbaren" Kriegsprosperity nicht nur die wirtschafts-, sondern vor allem auch die sozialpolitischen Verhältnisse grundlegend zugunsten des Kapitalismus veränderten.

Ohne Uebertreibung ist zu sagen, daß der Zweite Weltkrieg für den US-Kapitalismus die Epoche einer „großartigen" Restauration einleitete, wie sie heute unter dem neuen Präsidenten nochmals einem späten „Höhepunkt" zustrebt.

Seine Aufwärtsentwicklung hielt zunächst noch in den ersten Nachkriegsjahren wenn auch mit gewissen Einschränkungen an. Begünstigt durch den großen Nachholbedarf einer kriegszerstörten Welt, unterstützt durch die staatlichen Subventionen der Auslandshilfe (Marschallplan etc), konnte der amerikanische Produktionsstand und die Beschäftigungslage, aber auch das in den USA außerordentlich wichtige „big business" zunächst auf ausreichendem Stand gehalten werden, bis sich dann allerdings im Jahre 1949 bereits wieder die ersten Krisenerscheinungen mit schrumpfendem Absatz, steil sinkender Preiskurve und abnehmender Beschäftigung bemerkbar machten, Depressionserscheinungen, die dann jedoch kaum ein Jahr später durch den K r i e g in Korea nicht nur vollkommen aufgefangen, sondern durch die damit zugleich einsetzende Aufrüstung absolut überdeckt wurden. Heute wird das Bild der wirtschafts- und sozialpolitischen Gegenwartssituation überall in der Welt, vor allem aber in USA, durch eine abnorme Rüstungswirtschaft völlig verzerrt. Ohne sie würde die westliche Welt, von den USA ausgehend, bereits wieder von einer Wirtschaftskrise erschüttert werden, die sich trotz des Nachholbedarfs in Europa und Asien kaum von der 29er Krise unterscheiden würde. Die nicht unbedeutende Ausrüstung der Truppen und der Materialverschleiß in Korea, vor allem aber der Einsatz von ca ⅓ der heutigen USA-Produktionskapazität für die Aufrüstung und die Einziehung von ca 3 Millionen Männern zum Waffendienst verschleiern bei oberflächlicher Betrachtung nur allzu leicht die wirkliche Lage des „westlichen" Kapitalismus.

*

Damit aber kommen wir nun auch zur Analyse unserer anfänglichen Behauptung, daß effektiv der K r i e g überhaupt nur noch die integrierende Bedingung für den Fortbestand des Weltkapitalismus ist.

Seit K e y n e s 1936 seine „Allgemeine Theorie ..." aufstellte, ist das Hauptanliegen der modernen Wirtschafts- und Finanzwissenschaft die Frage der sog. Investitionsmöglichkeiten. Dabei ergibt sich der scheinbare Widerspruch, daß die Gefahr von Krisen und Arbeitslosigkeit, mithin auch der sozialen Erschütterung nicht einmal so sehr bei den armen, als viel leichter gerade bei den r e i c h e n Volkswirtschaften auftritt, bei denen ein großer, moderner und intakter Produktionsapparat bei gleichbleibendem Konsum nicht mehr die Möglichkeit für ausreichende Neuinvestierungen und damit für volle Beschäftigung bietet, daß das (Spar-)Kapital stillgelegt werden muß und sich nicht mehr reproduzieren kann, was wieder gleichbedeutend mit wirtschaftlicher Depression, Arbeitslosigkeit und sozialen Krisen ist.

*

Wir können auch diese Zusammenhänge in diesem Aufsatz nur streifen. Festzuhalten bleibt jedoch das: Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg war die amerikanische Produktionskapazität so groß, daß sie, voll ausgenutzt, wegen „Absatzmangels" nicht mehr mit Profit betrieben werden konnte. Die Folge waren eben jene naturwidrigen Erzeugungseinschränkungen, Massenentlassungen, die bis zum Kriege dauernde permanente Krise mit allen ihren soziologischen und wirtschaftlichen Gefahrenmomenten. Diese — kapitalistisch gesehen — „Ueberproduktion" konnte dann aber im Zweiten Weltkrieg über den Weg der gewaltsamen Zerstörung nicht nur vollkommen „kompensiert" werden, sondern es ergab sich durch die Kriegsvernichtung naturgemäß ein weit höherer Bedarf, der alsdann zu einer noch erheblich gesteigerten Ausweitung der an sich schon für Friedensbedarf übersetzten Produktion führte. Nach amtlichen Statistiken hatte die industrielle Zuwachsrate in den fünf Kriegsjahren gegenüber einem als normal veranlagten Wachstum von 10 % die ungewöhnliche Höhe von 50 % erreicht, d. h., daß während des Krieges die amerikanischen Produktionsmöglichkeiten noch um die Hälfte größer geworden waren als vor dem Zweiten Weltkrieg, als sie sich für die derzeitigen Absatzmöglichkeiten bereits als beträchtlich überhöht erwiesen.

*

Gewiß hat sich seitdem in den USA auch der Umfang des privaten Verbrauchs erweitert. Trotzdem ist es eine auch durch die lauteste Demagogie nicht fortzuleugnende Tatsache für die amerikanische Nachkriegslage, daß nicht nur völlig unzureichende Investitionsmöglichkeiten für das Großkapital vorhanden sind, sondern daß die Inganghaltung eines so übersteigerten Erzeugungsapparates und damit die Aufrechterhaltung der Beschäftigung einen Absatzmarkt voraussetzt, der auch nicht entfernt mehr durch einen Friedensverbrauch geschaffen werden

kann; daß es vielmehr im Interesse der kapitalistischen Wirtschaft unumgänglich notwendig geworden ist, „Zusatzbedarf" für die Ueberproduktionskapazität zu ermöglichen, „Absatz", wie er heute — nachdem sich die wirtschaftlich zurückgebliebenen Länder auf Grund ihrer Erfahrung mit dem Imperialismus die „Hilfe" des Kapitalismus verbitten, von Korea und vor allem von der Aufrüstung absorbiert wird, wodurch nicht allein das „business" erhalten bleibt, sondern vorübervorübergehend auch ernste Krisen mit ihrem gerade im Antagonismus mit Moskau so bedeutungsvollen sozialen Gefahren im eigenen Lande verhindert werden. Daß trotz der Material- und Waffenabsorption durch den Koreakrieg und die Aufrüstung bereits heute wieder latente Krisenerscheinungen sichtbar werden, bekräftigt nur das Gesagte, indem es beweist, daß auch eine überdimensionale Rüstung scheinbar schon nicht mehr genügt, um das „Absatzproblem" selbst in der Mittelphase, wo die Rüstungsproduktion noch auf vollen Touren läuft, für die US-Wirtschaft hinlänglich zu lösen.

*

Einstweilen stellt allerdings dieses Moment für die USA noch keine akute Gefahr dar. Entscheidend wird es erst, wenn die Aufrüstung zu einem gewissen Abschluß gekommen sein wird, die Waffenherstellung eingeschränkt werden müßte, weil die „Vorratswirtschaft" das Fassungsvermögen der Arsenale überschreitet. In diesem Augenblick steht Amerika dann vor der Alternative: Eine Wirtschaftskrise, wie sie in ihrer Schwere diejenige von 1929 weit in den Schatten stellen und damit einer Sozialrevolution den Boden bereiten würde, oder aber für die „Räumung der Läger" zu sorgen, damit die für diese Wirtschafts-„ordnung" notwendige Kriegsproduktion weiterlaufen kann. Nur politische Schizophrenie wird bei der heute explosiven Weltlage noch annehmen können, daß diese „Räumung" auch in Form der Verschrottung möglich wäre. Für jeden halbwegs Einsichtigen aber ist jeder Zweifel ausgeschlossen, daß sie nur durch die Verwendung der Waffen, also durch den Krieg erfolgen kann.

*

Wir haben also zunächst den Nachweis geführt, daß sich der Kapitalismus in Amerika (und nur hier stellt er noch eine weltpolitische Macht dar) vor dem II. Weltkrieg in einer lebensbedrohenden Krise befand. Wir haben gesehen, wie er diese durch den Krieg nicht nur überwand, sondern außerordentlich gestärkt aus ihm hervorging. Wir haben aber auch feststellen können, daß durch diesen neuen Machtzuwachs der Zeitpunkt seines Zerfalls nur hinausgeschoben worden ist, weil eine natürliche Lösung der Diskrepanz zwischen Produktion und Verbrauch nicht mehr möglich ist, ohne daß es zu wachsenden Krisen mit daraus resultierenden revolutionären Störungen des gesamten Staatsgefüges kommt.

*

Auf der heute scheinbar einsamen Höhe seiner Macht ist darum der Kapitalismus vom Tode gezeichnet.

Durch das letzte Viertel-Jahrhundert erfahren, weiß er um seine verzweifelte Lage, weiß, daß er in einer normalen Friedenswirtschaft nicht mehr mit den Problemen seiner „Ueberreife" fertig werden kann, weiß aber auch, daß ein Krieg alle jene einschlägigen Fragen „spielend" zu lösen vermag, und daß ihm darum ein neuer Weltkrieg noch einmal die Chance gibt, für einen befristeten Zeitraum, der sich dann allerdings in nur immer kürzeren Perioden zwischen Frieden und Krieg ausdrückt, weiterleben kann. Vor eine solche Wahl gestellt, wird es für ihn nur die Entscheidung für einen 3. Weltkrieg geben. Sie ist für ihn einfach Gesetz, das Gesetz der „Notwehr", zuletzt der Verzweiflung. Jede gegenteilige Auffassung geht an den gründsätzlichen geschichtlichen Faktoren vorbei und zeugt von einer tragischen Verkennung der wirklichen Zusammenhänge.

Stalin und die Juden

Unter dem Titel „Was steckt hinter der Hinrichtung von elf Juden in Prag?" sandten LeBlanc Publishers (207 E. 86th Str. New York), in englischer Sprache einen Artikel aus Europa an die Presse, der auch in deutschen Kreise bekannt zu werden verdient.

Am Freitag, dem 27. Nov. 1952 wurde die Welt durch ein Ereignis überrascht, das unbedeutend an sich, gigantische Auswirkungen in dem künftigen Geschehen haben dürfte. Das Ereignis war der Abschluß der Verhandlungen gegen Prager Juden und ihre Verurteilung zum Tode.

In den Jahren 1945/46 arbeitete die Koalition Judentum — Washington — Moskau vollkommen und reibungslos. Als der „Staat" Israel errichtet wurde als Ergebnis eines bewaffneten jüdischen Angriffs, sang die ganze Welt Lobeshymnen und sandte Glückwünsche. Washington anerkannte den neuen „Staat" wenige Stunden nachdem er seine Existenz proklamierte, de facto. Moskau überbot die Judenfreundlichkeit Washingtons durch die de jure-Anerkennung. Washington und Moskau wetteiferten miteinander, dem Operettenstaat Israel gefällig zu sein und halfen moralisch und materiell soweit es nur möglich war. Russische Diplomaten prahlten, daß sie endlich in Haifa einen Warm-Wasser-Hafen besäßen.

Heute, nach wenigen Jahren, ruft Israel seine „Gesandten" aus den russischen Vasallen-Ländern zurück, und intensiviert eine anti-russische Politik von seiner amerikanischen Hochburg aus. Die gesamte amerikanische Presse kocht vor Wut über den Antisemitismus in Rußland. Antisemitismus, warnt die New York Times, ist das einzige, was Amerika in der Welt nicht dulden wird.

Warum diese Umstellung?

Sie begann früh im Jahre 1947 mit der Weigerung Rußlands, einen Teil seiner Souveränität zum Zweck der „Kontrolle" der Atomfabrikation an die sogenannten „Vereinigten Nationen" abzutreten. Jüdische Staatsmänner glaubten an die „absolute" militärische Macht der atomischen Waffen, und hielten es darum unerläßlich für den Erfolg ihrer Politik, diese Waffen uneingeschränkt zu kontrollieren. Sie verfügten über diese Kontrolle in Amerika durch die Atomic Energy Commission*). Sie wollten dieselbe Kontrolle atomischer Waffen in Rußland und bedienten sich der „Vereinigten Nationen", um der russischen Führung ein Ultimatum in dieser Frage zu übersenden.

Das geschah im Spätjahr 1946, zu einer Zeit, da die Atom-Anbetung auf ihrem Höhepunkt war, und das Denken beinahe all der armseligen Staatsmänner, die heute Weltpoli-

---

Die Zentralfigur des USA-Atomprogrammes war der Jude Albert Einstein, dessen Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei zwar nicht feststeht, dessen Freundeskreis jedoch anmutet wie ein 'Who is Who?' des Kommunismus. Er war es auch, der Klaus Fuchs nach USA brachte. 1943—45, zur Zeit, als die meisten Atomgeheimnisse verraten wurden, war der Leiter der Atom-Station von Los Alamos der Jude Robert Oppenheimer, dessen Bruder Frank O., ebenfalls Atomwissenschaftler, bekanntes Mitglied der Kommunistischen Partei ist. 1945 löste Truman die Atomkontrolle aus dem Befehlsbereich der Militärs und unterstellte sie einer unabhängigen, nur ihm persönlich, nicht aber dem Kongreß verantwortlichen Kommission. Drei von deren fünf Mitgliedern waren Juden (Lilienthal, Straus u. Bacher), der Vorsitzende Lilienthal außerdem auch Kommunist (Anm. d. Schriftltg.)

tik treiben, in phantastischer Weise durch eine bloße atomische Explosion beherrscht war. Das russische Regime klammerte sich an die Atome mit demselben religiösen Glauben und betrachtete die Preisgabe der „atomischen" Souveränität als gleichbedeutend mit dem Verzicht auf jegliche Souveränität. So wurde Ende 1946 das jüdisch-amerikanische Ultimatum abgelehnt und im Frühjahr 1947 begann die Vorbereitung des dritten Weltkrieges.

Die russische Weigerung vereitelte die Pläne der jüdischen Führung, die auf eine Auslieferung der russischen und amerikanischen Souveränität an die „Vereinigten Nationen" abzielten.

Die darauf folgende Politik der jüdischen Führung bestand darin, das Stalin-Regime durch Einkreisung und den Druck des „kalten Krieges" zu überzeugen, daß Widerstand zwecklos sei.

Dieselben amerikanischen Publizisten, die so übereifrig Rußlands Bedürfnis für „Sicherheit" erklärten, als es ein Gebiet nach dem anderen einsteckte, schleuderten plötzlich gegen Rußland den Vorwurf: Angreifer! Rußlands treue Diener im Westen wie Truman, Acheson, Churchill, Attlee, de Gaulle und andere mehr, wurden plötzlich beinahe antirussisch. Natürlich gebrauchten sie nicht dieselbe Sprache gegen Rußland, das friedliebende demokratische Volk von gestern, die sie früher gegen Deutschland führten, und sie forderten — wiederum ganz natürlich — nicht „unconditional surrender" bei der militärischen Auseinandersetzung in Korea. Obwohl sie gierig russische Hilfe gegen Deutschland gesucht hatten, verlangten sie bis jetzt nicht deutsche Hilfe gegen Rußland. Das ginge zu weit. Es ist nun einmal eine der politischen Schwächen des Juden, daß er ein Opfer fixer Ideen ist. Die beherrschende Besessenheit des Juden ist sein vernunftloser Haß gegen Deutschland, was beim derzeitigen Stand der kulturellen Entwicklung gleichbedeutend ist mit vernunftlosem Haß gegen Europa.

Stalin aber begann innenpolitisch zahlreiche Juden aus den höchsten Stellungen zu entlassen, später ging er über zu weniger bedeutenden Posten. Elastisch versuchte Stalins Regime alle Zugänge zur jüdischen Führung: es bot Israel Hilfe an; es widerrief das Angebot und sperrte die Auswanderung nach Israel; es versuchte jegliche Politik, aber die jüdisch-amerikanische Einkreisung hielt an. Das Werben um die Araber, noch die Ablehnung derselben, änderte die Stimmung der jüdisch-amerikanischen Führung nicht. In Amerika wie in seinen europäischen Vasallenstaaten ging der Kampf gegen Rußland weiter. „Rußland ist antisemitisch!" donnerte die amerikanische Presse, und — wie politisch Eingeweihte wissen — das ist das schlimmste Beiwort im Arsenal politischer Beschimpfung in Amerika. Es ist wie Eisenhower sagte, als er von Truman als Antisemit hingestellt wurde: „Wie tief kann man doch sinken!"

*

Der Hochverratsprozeß in Böhmen ist weder der Anfang noch das Ende eines geschichtlichen Prozesses; er ist lediglich ein unverkennbarer Wendepunkt.

Derselbe Despotismus, genannt das russische Reich, geführt durch den fetten Bauern Stalin-Djuashvili, der in seiner Schlauheit ein größeres Khanat regiert als das der mächtige Gengis vereinte, ist heute das einzige Hindernis für die Beherrschung der ganzen Welt durch ein Instrument, genannt „Vereinigte Nationen". Dieses mächtige russische Reich wurde geschaffen durch den jüdisch-amerikanischen Haß gegen Europa und Deutschland. Um Stalin am Abschluß eines Friedens mit Deutschland zu verhindern, gab die jüdisch-amerikanische Führung während des Zweiten Weltkrieges, den Russen unerhörte Mengen Kriegsmaterials, politische Versprechungen, Geschenke und unermeßliche Vorteile. Mit den 14.795 Flugzeugen, 375.883 Trucks, 7.056 Tanks, die Amerika beistellte, besetzte Rußland ganz Osteuropa und drang vor bis Magdeburg, Weimar und Wien. Der amerikanische Staatssekretär Marshall handelte bewußt und offen als russischer Agent und unterminierte das Regime Chiang in China und überlieferte unbesorgt ein Viertel der Bewohner der Welt russischem Vasallentum. Erst später erschien Marshalls Handlungsweise tadelnswert; zur Zeit des Geschehens galt er als ausgezeichneter Diplomat — wie Churchill und Roosevelt in Teheran — und wurde für seinen Dienst an Rußland dekoriert.

Allmählich änderte sich das Bild; es wurde in Rußland mehr vom „Antisemitismus" gesprochen; die amerikanische öffentliche Meinung, prompt und bedingungslos der Presse hörig, wandte sich von anti-deutsch und prorussisch zu anti-deutsch und anti-russisch.

Die Frage „Schuld" oder „Unschuld" bei diesen Prager Verhandlungen ist geschichtlich bedeutungslos. Die jüdischen Opfer Prags sowie die Rosenbergs in Amerika haben nur nicht begriffen, wie weit der „kalte Krieg" schon vorangeschritten ist. Die Rosenbergs

waren nicht au courant. Und auch die jüdischen Beamten Prags lebten noch im Gestern und fühlten sich sicherer als sie tatsächlich waren. Sie verhielten sich 1952 als ob sie 1945 lebten.

Wer Politik kennt, weiß, daß die Verurteilungen nicht ein spontaner Ausbruch von „Rassenvorurteilen" seitens des politisch sehr aufgeschlossenen Stalin und seines machthungrigen Anhangs waren. Diese Männer erstreben Macht und sie greifen an keiner Front an, wo sie im Falle des Sieges keine Macht gewinnen könnten. Stalin war 35 Jahre lang in seiner Innen- und Außenpolitik projüdisch; wenn er sich heute ändert, so nur aus wohlbedachten Gründen einer Staatsnotwendigkeit.

Bis zur Stunde war das Ziel der jüdischen Führung innerhalb Rußlands das Regime Stalins, den die Juden als Verräter an den fundamentalen Grundsätzen des Bolschewismus betrachten, durch einen neuen Trotzky zu ersetzen. Wie sie dauernd auf eine innere Revolution in Deutschland hoffte, so erwartete sie eine Revolution gegen Stalin, eine Revolution für den Trotzkyismus und das fundamentale Prinzip des internationalen Bolschewismus, eine Revolution, die den religiös, panslavistisch, russisch-nationalistischen Imperialismus ausrotten sollte, eine Revolution, die die „Vereinigten Nationen" bejaht und ein jüdisches Millenium herbeiführt, die Vereinigung der Baruch und Kaganovich, der Lippman und Ehrenburg, der Buttenwieser und Eisner, der Anna Pauker und Anna Rosenberg. Heute ist diese Hoffnung verschwunden. Das Millenium kann nicht mit friedlichen Mitteln erreicht werden, weder durch den „kalten Krieg" noch durch die „Vereinigten Nationen".

Es ist nun möglich die Ereignisse zu registrieren, die durch den klaren Bruch unvermeidlich wurden, den die Prager Verhandlungen aufzeigen.

*

Zuerst und besonders: Dies ist der Anfang vom Ende der amerikanischen Hegemonie in Europa.

Die amerikanische Hegemonie muß fallen, wenn ganz Europa sich klar wird, daß die Macht, für die Europa gegen den „Bolschewismus" kämpfen soll, keine andere ist als die jüdische, die selber der historische Schöpfer und Führer des politischen Bolschewismus ist.

Es ist anzunehmen, daß die Ereignisse, die stark genug waren, Stalin zu einer Umorientierung seiner gesamten Weltpolitik zu zwingen und offen anti-jüdisch zu werden auf Europa denselben Einfluß haben werden.

Amerika kann so wenig wie Rußland die Prager Verhandlungen ungeschehen machen. Es gibt kein Zurück davon. Sie sind eine Kriegserklärung Rußlands an die jüdisch-amerikanische Führung. Die russische Führung tötet Juden für Verrat an Rußland, für Dienste am Judentum. Nichts kann diese Tatsache bestreiten oder rückgängig machen. Rußland hat vor der Welt seinen Feind im Kampfe um die Macht genannt und damit jede Kontroverse über die Frage ausgeschaltet, wer der wirkliche Nutznießer der Macht amerikanischer Hegemonie über Europa ist.

Amerika ist politisch und in zunehmendem Maße auch kulturell absolut beherrscht von den Juden. Amerika in Europa wendet sich an die Kräfte kultureller Verzögerung und Reaktion, der Trägheit und Degeneration, der Inferiorität und schlechter Instinkte.

Von nun an kann die europäische Elite mehr und mehr die Entwicklung selber in die Hand nehmen und die jüdisch-amerikanische Führung zwingen, Schritt bei Schritt die Wache über Europas Schicksal, seine besten Kräfte, seine natürliche, organische Führung zurückzugeben. Indem Europa Rußland gegen die jüdisch-amerikanische Führung ausspielt, kann es seine Befreiung erreichen, möglicherweise vor einem dritten Weltkrieg.

*

Eine zweite unvermeidliche Entwicklung am Wendepunkt der Prager Verhandlungen ist die Intensivierung der diplomatischen Offensive Amerikas gegen Rußland, der „kalte Krieg". Rußland wird moralisch schwärzer und schwärzer erscheinen; die Pressekampagne in Europa und Amerika wird verschärft, die amerikanische Aufrüstung wird beschleunigt; alle potentiellen Sowjetagenten werden durch die „Vereinigten Nationen" liquidiert. Rußland wird natürlich zurückschlagen: heute sagt die Prawda, daß der „Zionismus ein Werkzeug des amerikanischen Imperialismus" ist; morgen wird sie sagen: „Der amerikanische Imperialismus ist ein Werkzeug des Zionismus".

Eine dritte unvermeidliche Entwicklung: der Zusammenbruch der jüdisch-amerikanischen Position im Nahen Osten und durch den ganzen Islam. Da sich Rußland nicht von seiner anti-jüdischen Politik, die Juden nicht von ihrer anti-russischen Politik zurückziehen können, da es für jeden der beiden keinen anderen Macht-Opponenten in der Welt gibt, wird sich Rußland zwangsläufig mit dem Islam, der Islam zwangsläufig mit Moskau verbünden. Dunkle Wolken einer Tragödie sammeln sich über dem Operettenstaat Israel, der mit seinen 1.000.000 Einwohnern umgeben ist von einem Meer von 300.000.000 Moham-

medanern, denen man eben ins Gesicht spukte, ermuntert durch die Muskelkraft der amerikanischen Lakaien. Der Lakai ist immer noch stark, immer noch töricht und bereitwillig, aber er ist 5.000 Meilen ferne. Die Sorgen in Israel werden anwachsen, und in geheimen Plätzen werden dort Evakuierungspläne überprüft ...

Eine vierte unvermeidliche Entwicklung ist die Schwächung der amerikanischen Position in Japan. Es ist durchaus möglich, daß wir im Verlaufe einiger Jahre die endgültige Vertreibung der amerikanischen Besetzung aus Japan erleben. Schon heute haben diese Truppen den Befehl, in den Straßen Japans Zivilkleidung zu tragen. Es ist unvermeidlich, daß die Intensivierung der russischen Politik gegen das jüdisch-amerikanische System in Washington automatisch die nationalistische Politik der politisch bewußten japanischen Elite steigert.

Viele andere Entwicklungen müssen folgen, Entwicklungen, die derzeit kein Kopf im Kreml in Erwägung zieht. Manche sind natürlich und voraussehbar, andere sind Imponderabilien, von denen wir keine Ahnung haben können; eines ist sicher: wer dem Juden den Krieg erklärt, wird bald in einen Kampf weltweiten Ausmaßes und von zunehmender Boshaftigkeit verwickelt sein.

Die Gegner haben sich zu erkennen gegeben. Amerika kehrt zurück zu seiner angemessenen Stellung als Waffenschmied und Techniker, als das laufende Band der Welt, als der Lieferant biologischer Einheiten, genannt G. I.'s, für jeden, der die rechte Schnur zu ziehen versteht — im Ersten Weltkrieg war es England, im zweiten das Judentum. Soweit Europa in Frage kommt, können die jüdischen Führer mit gutem Recht „Star and Stripes" niederlassen und den Davidstern aufziehen.

Es war albern genug, Europa zum Kampf für Amerika einzuspannen, es war töricht genug von Europa zu verlangen, daß es sich „selbst gegen den Bolschewismus verteidige" — unter der Führung der Frankfurter, Lehmann und Morgenthau! — heute ist es absurd zu verlangen, daß Europa kämpfe um den „Antisemitismus" in Rußland auszurotten. Gibt es einen Europäer — nur einen einzigen —, der auf dieses Kriegsziel reagiert? Heute aber ist dies ganz offen und ohne jegliche Maske die raison d'etre der Koalition gegen Rußland, denn Rußland hat seinen Hauptfeind namhaft gemacht.

Die Verhandlungen in Prag haben die Aufgabe der europäischen Befreiungsfront leichter gemacht. Diese Front war die erste Stelle, die Europa warnte vor der Austilgung in der Sklaverei durch eine Allianz, angeblich mit Amerika, tatsächlich mit den Juden.

Wir wiederholen unsere Warnung an Europa: Kein Europäer darf je wieder zu den Waffen greifen, es sei denn für ein souveränes Europa; kein Europäer darf jemals einen Feind Europas in den Interessen eines anderen Feindes bekämpfen.

Europa hat ein Ziel: sein Geschick zu verwirklichen, das heißt seine Souveränität rückzuerobern, seine Mission sicher zu stellen, das Reich zu errichten und der Welt eine Aera der Ordnung und des europäischen Friedens zu geben. In der Verwirklichung dieses machtvollen, unwiderstehlichen Geschikkes, sind alle äußeren Ereignisse nur Material, das wir verwenden müssen. Für uns sind darum die Werte der Londoner Proklamation heute so wahr wie im Jahre 1948, so wahr wie sie 1960 sein werden: „Nein, Europa ist an dem geplanten Kriege nicht mehr interessiert als an einem Kampfe zwischen zwei Negerstämmen im Sudan."

Die erhoffte Weihnachts-Amnestie ist ausgeblieben. Wir müssen weiterhin an unsere inhaftierten Kameraden und deren Angehörige denken! Darum vergeßt nicht

D A S   K A M E R A D E N W E R K

Casilla de Correo 78, Sucursal 25 B

Spanien ist bereit

Am 19. Oktober trafen sich 50 000 Veteranen des spanischen Bürgerkrieges auf den Höhen des „Alto de los Leones" in der Guadarrama, unter ihnen 56 Generale des Heeres, 17 Admirale, 16 Generale der Luftwaffe, sämtliche Mitglieder der Regierung, Vertreter der Kirche und der Falange. Schon am Abend vorher waren die ersten Teilnehmer eingetroffen und verbrachten die Nacht an den Lagerfeuern, wie einst, da sie anstelle ihres „Räuberzivils" die zerschlissenen Uniformen und die Zeltplane oder Schlafdecke zum Schutz gegen Regen und Kälte trugen, und anstelle des Regenschirms den treuen Karabiner. Das Wetter war herbstlich. Nebel hüllte die Berge ein, diesiger Regen rieselte hernieder, der zuweilen zu heftigen Schauern ausartete — wie in jenen Tagen des Bürgerkrieges vor 15 Jahren, da die Kämpfer Francos, verbissen um jeden Handbreit Boden kämpfend, unter schweren Verlusten die Höhe erstiegen und eroberten.

In der Tat, in jenem spanischen Bürgerkrieg hatte sich mehr entschieden als nur das Schicksal von 27 Millionen Spanier, mehr als das Schicksal einer Republik, die sich auf dem gefährlichen Weg befand, „volksdemokratisch" zu werden.

Es mag nicht viele Leute geben, die sich einmal die Mühe gemacht haben, zu überlegen, was 1944 und in den ersten Nachkriegsjahren aus Westeuropa geworden wäre, wenn in jenem Bürgerkrieg nicht ein national und westlich orientiertes Regime die Geschicke Spaniens in die Hand genommen hätte. — Der Eckpfeiler Europas stand unerschütterlich, und weil er in den Stürmen, die ihn umtosten, nicht zusammenbrach, konnte sich auch Europa halten, das heißt dieser Rest Europas, der uns geblieben ist.

In seiner Rolle als Eckpfeiler Europas wächst Spaniens Bedeutung von Jahr zu Jahr. Daran können auch die Politiker nichts ändern, die es wegen seiner Regierungsform aus der westeuropäischen Gemeinschaft ausgeschlossen sehen möchten. Mochte seine Neutralität oder „nobeligerancia" im vergangenen Weltkrieg noch tragbar sein, in einem neuen Konflikt, wie er jetzt drohend über uns schwebt, ist es unerläßlich, daß Spanien sich entschieden und eindeutig auf die Seite der Nationen stellt, die sich für Europa verantwortlich fühlen. Dieses Erfordernis muß notwendigerweise alle politischen Bedenken verdrängen. So ist es nur zu verständlich, daß die Vereinigten Staaten, die Widerstände einiger NATO-Mitgliedstaaten umgehend, den Vorschlag Francos auf zweiseitige Verhandlungen annahmen und nun den Weg suchen, Spanien zumindest durch einen zweiseitigen Sicherheitspakt mit Amerika an die Organisation der NATO gleichsam anzukoppeln.

Es ist nur zu erklärlich, daß die spanische Regierung bemüht ist, aus der geographischen und strategischen Situation des Landes insofern Kapital zu schlagen, als es seinerseits auf die Erfüllung einer Reihe nationaler Revindikationen und Aspirationen drängt, die mit Hilfe der USA eher die Aussicht haben realisiert zu werden als wenn Spanien, wie bisher, alleinstünde. Andererseits steht aber Franco schon längst nicht mehr auf dem Standpunkt, daß Spaniens Bindung an die atlantische Verteidigungsgemeinschaft nur über einen zweiseitigen Vertrag mit Amerika tragbar wäre. Auch er wünscht eine Annäherung Spaniens an seine europäischen Nachbarn, die sich letzten Endes als zuverlässiger erweisen können als die romantischsten Beziehungen zu diesen oder jenen Weisen aus dem Morgenland. Daher auch Francos Klage vor seinen 50 000 Veteranen auf dem „Alto de los Leones": „Das Haupthindernis, das der Herzlichkeit unserer Beziehungen zum Westen entgegensteht, ist die nun schon Jahrhunderte währende Mißachtung, die wir von gewissen europäischen Ländern erfahren..."

Nicht zuletzt ist Spaniens Interesse an seiner Teilnahme an der europäischen Gemeinschaft von dem Moment an erwacht, da es annehmen konnte, daß auch Deutschland dieser Gemeinschaft als aktives Mitglied angehören wird. Und nicht zufällig bemüht sich Frankreich, seine Beziehungen zu Spanien

freundlicher zu gestalten, seit die Möglichkeit besteht, daß Spanien, nach der Aufnahme geregelter diplomatischer Beziehungen zur deutschen Bundesrepublik, sich in einen moralischen und potentiellen Sekundanten der deutschen Aspirationen verwandeln könnte.

Eine wirksame Verteidigung Europas, die nicht die Möglichkeit eines vorübergehenden Zurückweichens zuließe, ist freilich nicht von Frankreich, England und etwelchen Nordseeküsten-Randstaaten zu erwarten. Eine Verteidigung Europas, die sich in jeden Handbreit Boden verkrallte und sich nicht auf nordafrikanische Basen und Inselstützpunkte verließe, erfordert ein strategisches Dreieck Bonn—Rom—Madrid, mit einem Ausleger nach Istambul. Dort und in Amerika ankert dieses Dreieck, wie es andererseits auf dem Piedestal Gibraltar—Marokko—den Säulen des Herkules — ruhen muß.

So wie die Türkei an den Dardanellen und am Bosporus eine unvergleichlich wichtige Stellung für die Verteidigung Europas inne hat, so kontrolliert Spanien den nächstwichtigen Punkt: die Gibraltarstraße. Nicht England ist es, das von seinem Felsennest aus diese Meerenge sperren könnte, wenn es russischen Flottenteilen gelänge, ins Mittelmeer einzudringen. Ein Stützpunkt, ein Hafen, eine Festung allein bedeutet im Zeitalter der Atombomben nichts anderes als ein Massenfriedhof für Menschen und Material. Die Bedeutung, die Gibraltar bisher einnahm, kommt heute ganz Südspanien und Marokko gemeinsam zu.

Das wissen die Engländer, das wissen die Amerikaner, das weiß vor allem Spanien selbst. Die ausländischen Korrespondenten in Madrid, die in letzter Zeit ihren Zeitungen meldeten, Spanien sei dabei, seiner Marokkozone die Unabhängigkeit zu geben, um Frankreich und Amerika Schwierigkeiten zu bereiten und den Völkern der Arabischen Welt seine Freundschaft zu beweisen, befinden sich im Irrtum. Wollte Spanien auf seine Marokkozone verzichten, so verlöre es augenblicklich seine Bedeutung als Nation, die vor Amerika und Europa als zukünftiger Bündnispartner steht, der seine Forderungen und Ansprüche stellen kann; es verlöre eine Stellung, die ihm, wenn es über die notwendigen ergänzenden Faktoren — industrielle Kapazität und finanzielle Unabhängigkeit — verfügte, den Rang einer europäischen Großmacht verleihen würde. Nein, Spanien wird sich dieses Trumpfes in seiner Hand nicht begeben. Spanien ist im Gegenteil auf dem Wege, seine Marokkozone besser an sich zu ketten durch Uebergabe der zivilen Verwaltung in die Hände von Marokkanern, die der Madrider Zentralmacht darum ergeben sein müssen, weil sie in einem unabhängigen Großmarokko innenpolitischen Gegnern zum Opfer fallen würden. Der Kalif von Tetuan befand sich vor wenigen Wochen in Spanien, weil in den Geheimverhandlungen, an denen er teilnehmen sollte, die Loslösung seines Kalifates vom französisch-marokkanischen Sultanat in Rabat besprochen wurde. Die Madrider Regierung ist nicht gewillt, zuzulassen, daß die Rifzone widerstandslos in den Wirbel hineingeraten könnte, der aus dem Erfolg der Unabhängigkeitsbewegung in Französisch-Marokko entstehen könnte. Die völkische und rassische Karte Marokkos ist so bunt, das der Gedanke eines Rifgebietes, das die ohnehin nur formelle und zeremonielle Abhängigkeit vom Sultan in Rabat mit einer „Unabhängigkeit" unter staatsrechtlicher Abhängigkeit von Madrid vertauschte, durchaus nicht abwegig ist; nicht zuletzt deshalb, weil die ethnische Afinität vor allem der Südspanier mit den Berbern des Rifgebietes durchaus keine Fiktion, sondern Resultat geschichtlicher Entwicklung ist. Spanien ist in der Tat die einzige Nation Europas, die das ethnische und historische Bindeglied unseres Kontinents, zu Afrika ist. Dieser Umstand gewinnt gerade jetzt an Bedeutung, da die bisherigen Bindungen Europas zu Afrika, über die Autorität der Kolonialgroßmächte Großbritannien und Frankreich, sich als unzuverlässig erweisen.

So ist Spanien besser noch als Amerika in der Lage, die Sicherheit der Westeinfahrt des Mittelmeeres genau so zu gewährleisten wie die Türkei die Engen zwischen dem Schwarzen Meer und dem Mittelmeer kontrolliert. In der Fähigkeit, die Kontrolle dieser Schlüsselposition wirksam zu handhaben, liegt die Bedeutung Spaniens für Europa und die Atlantikpaktstaaten.

Und wenn sich nun in den regenverhangenen Bergen der Guadarrama die alten Kämpfer für Spaniens nationale Wiedergeburt zusammenfanden, so taten sie das, weil sie wissen, daß der Geist, der sie damals in der Tragik eines Bürgerkrieges beseelte, nicht untergehen darf. Denn Europa braucht Spanien, so wie es Deutschland braucht. Und daß die Spanier nicht nur Bürgerkriegsguerilleros sind, sondern auch fern der Heimat hart kämpfen können, das haben sie nicht nur vor Jahrhunderten in Italien, Deutschland und den Niederlanden, sondern noch vor zehn Jahren am Ilmensee und am Wolchow bewiesen.

Ibericus.



Portrait des Monats:

José Antonio Primo de Rivera

Als die bolschewistischen Machthaber in Spanien am 20. November 1936 José Antonios Leben auslöschten, beseitigten sie ihren gefährlichsten Gegner, dessen Gefolgschaft Spanien rettete, indem sie sich dem Heer als ideeller Stoßtrupp zur Verfügung stellte und schließlich die nationale Revolution gewann. Klar hatte José Antonio erkannt, daß Spanien zum Untergang verurteilt war, wenn es nicht gelang, sowohl den Feudalstaat mit seiner Verelendung der Massen als auch den Liberalismus und den Bolschewismus in jeder Gestalt zu überwinden. Er versuchte, dem spanischen Volke eine ihm artgemäße, seinen wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechende Idee einzupflanzen und auf revolutionärem Wege, basierend auf den gewachsenen geschichtlichen und geistigen Werten, eine neue innere Ausgangsstellung zu erkämpfen. An der Spitze seines Wollens standen: Glühendes Bekenntnis zu Spaniens Größe und seiner Geschichte und Verkündung der national-syndikalistischen Doktrin, die in der Forderung gipfelte: Wiederherstellung der sozialen Gerechtigkeit.

Klarblickend, im Besitze großer geistiger Gaben, durchdrungen von einem fanatischen Idealismus, ging es seinen Weg, und wenn er auch vor dem nationalen Sieg sein Leben lassen mußte, so war er der wahrhafte geistige Erneuerer Spaniens, ohne dessen Tat der nackte Sieg der Waffen keinen Bestand gehabt hätte. Er war der Schöpfer jener Haltung des spanischen Volkes, die es heute den Nordamerikanern so wertvoll als Bundesgenosse macht: durch seinen Kampf gegen den inneren Bolschewismus gegen dieses Gift immun geworden zu sein und gleichzeitig durch seine späteren Freiwilligen in der „Blauen Division" an der Ostfront bewiesen zu haben, daß der Antikommunismus für die Spanier kein leeres Lippenbekenntnis ist.

José Antonio stellte sich zur Wahl für die Cortes in Madrid, um die Ehre seines Vaters, des Generals und Diktators Miguel Primo de Rivera, Marquis de Estella zu verteidigen, der vom 13. 9. 1923 ab im Einverständnis mit seinem König von Barcelona aus den Staatsstreich gegen den herrschenden Liberalismus und korrupten Parlamentarismus durchführte und vom Heere gestützt wurde, bis ihn 1930 Alfons XIII. entließ.

Seine parlamentarische Tätigkeit begann gewissermaßen als die „Stimme in der Wüste". Die Presse schwieg ihn tot, er kämpfte allein auf weiter Flur gegen den Marxismus, und das nationale — bürgerliche — Lager nahm ihn nur ironisch zur Kenntnis. Die gesamte Linke aber haßte diesen grundanständigen Charakter, der immer mehr zum kompromißlosen Kämpfer und klarblickenden Politiker reifte. Er hatte unbeirrbar sein Ziel vor Augen, er wußte, daß die Entscheidung erkämpft werden mußte. Längst beherrschte er das Handwerk der politischen Strategie, und schließlich stand er in der Rolle des revolutionären Führers, dessen Gedankengut gleichgesinnte Idealisten packte und der entschlossen war, zur Tat zu schreiten.

Während die Politiker alten Schlags immer mehr in die Enge getrieben wurden und nicht sehen wollten, daß ihnen im Bolschewismus nicht etwa eine parlamentarische Erscheinung gegenüberstand, die man mit „legalen" Mitteln überwinden konnte, erkannte José Antonio klar die wirkliche Gefahr dieser weltrevolutionären Dynamik und wußte, daß sie mit allen Mitteln, denen des Geistes, der besseren Idee, mit dem Herzen, mit sozialer Gerechtigkeit und — wenn notwendig — mit brachialer Gewalt bekämpft und überwunden werden mußte. Er wandte sich beschwörend an die Militärs, um sie zum Losschlagen zu bewegen.

Glühend liebte dieser Patriot sein Vaterland, und aus dem Gefängnis in Alicante sandte er seinen Angehörigen, nachdem er zum Tode verurteilt worden war, einen ergreifenden Aufruf, der die Spanier beschwor, alles einzusetzen, um die Zukunft des Landes zu retten. So lebt er weiter, nicht nur als großer Spanier, sondern als einer der Unseren, als ein gläubiger Europäer, der für seine Sache lieber starb, als daß er sie verloren gab.

FRAK.

Portrait des Monats:

José Antonio Primo de Rivera



Als die bolschewistischen Machthaber in Spanien am 20. November 1936 José Antonios Leben auslöschten, beseitigten sie ihren gefährlichsten Gegner, dessen Gefolgschaft Spanien rettete, indem sie sich dem Heer als ideeller Stoßtrupp zur Verfügung stellte und schließlich die nationale Revolution gewann. Klar hatte José Antonio erkannt, daß Spanien zum Untergang verurteilt war, wenn es nicht gelang, sowohl den Feudalstaat mit seiner Verelendung der Massen als auch den Liberalismus und den Bolschewismus in jeder Gestalt zu überwinden. Er versuchte, dem spanischen Volke eine ihm artgemäße, seinen wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechende Idee einzupflanzen und auf revolutionärem Wege, basierend auf den gewachsenen geschichtlichen und geistigen Werten, eine neue innere Ausgangsstellung zu erkämpfen. An der Spitze seines Wollens standen: Glühendes Bekenntnis zu Spaniens Größe und seiner Geschichte und Verkündung der national-syndikalistischen Doktrin, die in der Forderung gipfelte: Wiederherstellung der sozialen Gerechtigkeit.

Klarblickend, im Besitze großer geistiger Gaben, durchdrungen von einem fanatischen Idealismus, ging es seinen Weg, und wenn er auch v o r dem nationalen Sieg sein Leben lassen mußte, so war er der wahrhafte geistige Erneuerer Spaniens, ohne dessen Tat der nackte Sieg der Waffen keinen Bestand gehabt hätte. Er war der Schöpfer jener Haltung des spanischen Volkes, die es heute den Nordamerikanern so wertvoll als Bundesgenosse macht: durch seinen Kampf gegen den inneren Bolschewismus gegen dieses Gift immun geworden zu sein und gleichzeitig durch seine späteren Freiwilligen in der „Blauen Division" an der Ostfront bewiesen zu haben, daß der Antikommunismus für die Spanier kein leeres Lippenbekenntnis ist.

José Antonio stellte sich zur Wahl für die Cortes in Madrid, um die Ehre seines Vaters, des Generals und Diktators Miguel Primo de Rivera, Marquis de Estella zu verteidigen, der vom 13. 9. 1923 ab im Einverständnis mit seinem König von Barcelona aus den Staatsstreich gegen den herrschenden Liberalismus und korrupten Parlamentarismus durchführte und vom Heere gestützt wurde, bis ihn 1930 Alfons XIII. entließ.

Seine parlamentarische Tätigkeit begann gewissermaßen als die „Stimme in der Wüste". Die Presse schwieg ihn tot, er kämpfte allein auf weiter Flur gegen den Marxismus, und das nationale — bürgerliche — Lager nahm ihn nur ironisch zur Kenntnis. Die gesamte Linke aber haßte diesen grundanständigen Charakter, der immer mehr zum kompromißlosen Kämpfer und klarblickenden Politiker reifte. Er hatte unbeirrbar sein Ziel vor Augen, er wußte, daß die Entscheidung erkämpft werden mußte. Längst beherrschte er das Handwerk der politischen Strategie, und schließlich stand er in der Rolle des revolutionären Führers, dessen Gedankengut gleichgesinnte Idealisten packte und der entschlossen war, zur Tat zu schreiten.

Während die Politiker alten Schlags immer mehr in die Enge getrieben wurden und nicht sehen wollten, daß ihnen im Bolschewismus nicht etwa eine parlamentarische Erscheinung gegenüberstand, die man mit „legalen" Mitteln überwinden konnte, erkannte José Antonio klar die wirkliche Gefahr dieser weltrevolutionären Dynamik und wußte, daß sie mit allen Mitteln, denen des Geistes, der besseren Idee, mit dem Herzen, mit sozialer Gerechtigkeit und — wenn notwendig — mit brachialer Gewalt bekämpft und überwunden werden mußte. Er wandte sich beschwörend an die Militärs, um sie zum Losschlagen zu bewegen.

Glühend liebte dieser Patriot sein Vaterland, und aus dem Gefängnis in Alicante sandte er seinen Angehörigen, nachdem er zum Tode verurteilt worden war, einen ergreifenden Aufruf, der die Spanier beschwor, alles einzusetzen, um die Zukunft des Landes zu retten. So lebt er weiter, nicht nur als großer Spanier, sondern als einer der Unseren, als ein gläubiger Europäer, der für seine Sache lieber starb, als daß er sie verloren gab.

FRAK.

Kommunistische Wühlarbeit in Afrika

„Natinform" gibt einen eingehenden Bericht über die kommunistische Tätigkeit, die sich in Afrika unter der Leitung spezieller Gruppen des sowjetischen Geheimdienstes entwickelt. Die Ausbildung des revolutionären Stabes begann seit dem September 1949. Das Zentrum der Arbeit liegt in Prag — es ist das sogenannte „Zentrum für Information und Taktische Ausbildung", das eigentliche Ausführungsorgan des „Komitee für antiimperialistische Aktion in den Kolonien". Während aber dieses Komitee seinen Dauersitz in Moskau hat, arbeitet das „Zentrum für Information und Taktische Ausbildung" von dem TRIDA-Gebäude unter dem Namen Dr. Z. Winter Prag-Bubenec. Als Tarnung ist am Eingang ein Schild „ODBOR-Kunstrucne-Stávební" angebracht, das also ein harmloses Baubüro vortäuscht. Der Leiter dieses Zentrums ist der jüdische Oberstleutnant I. G. Braun, leitender Beamter des sowjetischen MGB (Geheimdienst), der seine revolutionäre Tätigkeit in Paris begonnen hatte, dann lange in Dakar (Westafrika) tätig war und der heute die Ausbildungskurse zur revolutionären Zersetzung in den afrikanischen Kolonien leitet. Die Ausbildung umfaßt: Ausbildung in unterirdischer Arbeit, Vorbereitung von Streiks, Ausbildung in der Organisation von Agrarrevolutionen, Bürgerkrieg und Ausbildung von Kadres, ferner Information-Agit-Prop, Tarnung, Verbindungs-Aufnahme, Ideologie, Landrevolte, Kampf gegen die Missionare, Religion als Faktor zur Unruhestiftung, die imperialistischen Mächte als Führer des Aggressionsblocks, genossenschaftliche Farmen, Organisation des Terrors, Entwicklung revolutionärer Gewerkschaften.

Die Kandidaten für diese Kurse werden ausgesucht vom „Komitee für antiimperialistische Aktion" und anderen Dienststellen der Kominform. Es sind zumeist jüngere Männer unter 30 Jahren. Hauptrekrutierungsorganisationen sind die „Weltföderation der demokratischen Jugend" und das geheime „Bureau für den Kampf der Jugend gegen den Kolonialimperialismus". Farbige Studentenorganisationen wie die „Westafrikanische Studenten-Union" und der „Verband farbiger Arbeiter" liefern ebenfalls Kandidaten. Diese reisen meist von London nach Leipzig oder Warna (heute Stalina), werden dort noch einmal nachgeprüft und dann nach Prag gebracht, wo sie in vier getrennten Quartieren untergebracht werden.

Die Ausbildung dauert zehn Monate. 1952 war die Mehrheit der Teilnehmer Afrikaner. Im März 1952 studierten an dem Zentrum:

113 Teilnehmer aus Afrika
94 „ aus Asien
72 aus Latein-Amerika
19 aus Australien und Polynesien.

Zweigstelle ATZ (Zentrum Gottwald): Eine Gruppe, genannt „Zweigstelle ATZ" befindet sich in Zlin (heute Gottwald); es ist die Gruppe, die im Auftrag der Cominform das Propaganda-Material herstellt; es erscheinen mit sehr geschickten Zeichnungen ausgestattete Handbücher für Agitation in afrikanischen Sprachen, besonders Kiswaheli, Lingala, Kikuyu, Hausa, Kikongo und anderen. Gedruckt wird in der ausgezeichneten Druckerei, die früher die Kataloge der Bata-Werke in Zlin herstellte. Eine kleinere Zweigstelle steckt in Prag-Smihov verborgen. Der Verkehr mit Afrika läuft zum großen Teil über besondere Agenturen in Antwerpen, von wo die Agenten und Propaganda-Material in die außereuropäischen Erdteile gebracht wird. Dabei wird eng mit der „Internationalen Seemanns-Union" zusammengearbeitet. Ein besonderes Netz läuft unter dem

Namen „Portugiesische Clubs" und umfaßt die Küstengebiete des Indischen Ozeans. Inder aus der portugiesischen Besitzung Goa in Indien spielen dabei eine besondere Rolle. Auf der anderen Seite werden heimlich afrikanische junge Leute nach England geschmuggelt, um dann weiter zur Schulung nach Prag gebracht zu werden. Während zwischen den Nachrichtendiensten der Kolonialmächte und der Südafrikanischen Union keinerlei Zusammenarbeit besteht, ist das revolutionäre Netz der Kommunisten in Afrika eng mit Asien und Amerika verbunden.

An der Westküste Afrikas bestehen Kontakte mit den Afro-American Agencies, während in Asien völlig unkontrollierbare Verbindungen zu den kommunistischen Zellen bestehen, die in Polizei- und Verwaltungsapparat vor allem Indiens, in wesentlich geringerem Maße Pakistans, sich eingeschoben haben.

Besonders aktiv scheint die kommunistische Tätigkeit in Somaliland, vor allem in Britisch-Somaliland zu sein.

Aequatorial-Afrika.

Bei einer Stammesbevölkerung, die zum großen Teil noch in fetischistischem Geisterglauben befangen ist, konnten die Kommunisten kaum mit der Lehre von Marx allein Eindruck machen. So haben sie sich einer ganzen Anzahl der religiös-ritualistischen Geheimgesellschaften bemächtigt, um den Boden für die Revolution vorzubereiten. Die meisten dieser Sekten sind von früheren Missionsschülern geschaffen, die uralten Geisterglauben und Bibellehren wirrvermischt darbieten. Viele von ihnen stellen die Kolonialmächte als „Kräfte des Satans" dar und lehren, Christus sei schwarz gewesen und von den Weißen ermordet, weshalb jetzt die Afrikaner ihn an den Weißen rächen müßten. — Uebrigens tauchte diese Lehre ja schon 1904 im Hottentotten-Aufstand in Deutsch-Südwestafrika auf, als der Hottentotten-Prophet Stuurman mit ähnlichen Gedanken den alten Oberhäuptling Henrik Witboi zum Aufstand trieb.

Die MAU-MAU Gesellschaft, auf dem Gebiet des Kikuyu-Stammes in Kenya tätig, ist schon 1950 in Tanganyika (dem alten Deutsch-Ostafrika) verboten worden. In ihrer Wurzel geht sie zurück auf die 1940 verbotene Kikuyu Central Association.

Sie hieß früher Gikuyuna Mumbi und Kiama Kia Ndemwa Ithau und stellte als solche Initiationsverbände junger Leute mit allerlei Zauberwesen dar. Eigentlich erst als der Leiter mehrerer Ritualbünde Lukas Kipkech 1950 in Killoa erschossen wurde, trat auch der zweite große religiös-revolutionäre Bund, die „Dini ya Msambwa" in Erscheinung, der mehr unter den Suki-Stämmen verbreitet ist. Selbst im friedlichen Portugiesisch Ostafrika (Angola) arbeitet der Geheimverband Angola Negro, der immer wieder die Gründung schwarzer Gewerkschaften betreibt, was schon auf kommunistischen Zellen deutet. In dem Gebiet der wichtigen Uranminen von Katanga im Belgischen Kongo arbeitet der Jude Ignatz Feldh (offenbar Pseudonym) in Verbindung mit der aus Neger-Intellektuellen bestehenden Gesellschaft Sogno, die ein selbständiges Kongogebiet und Vertreibung der Belgier erstrebt ... Dahinter wiederum steht die Geheimorganisation Pombe, die den eigentlichen kommunistischen Apparat einschließt und mit mehreren Geheimgesellschaften (Tambwe Tambwe, Kitewala, der Kibangi-Bewegung) in Zusammenhang steht. In Nigeria besteht eine nicht ungefährlciche Geheimgesellschaft Oro, von Kamerun breitet sich die revolutionäre Negergesellschaft Yekombo aus, die vor allem ihre Verzweigungen im französischen Kolonialheer hat. Die nach außen hervortretende politische Bewegung „Rassemblement Democratique Africain" steht in laufender Verbindung mit Moskau. In Rhodesien hat der litauische Jude Simon Ber Zukas die kommunistische Arbeit verbunden mit der sog. Aethiopischen Kirche; eng damit zusammenarbeiten die berüchtigten „Zeugen Jehovas", deren Tätigkeit unter der eingeborenen Bevölkerung ein Bericht der Regierung von Rhodesien als höchst gefährlich bezeichnete. Ein gefährlicher Mittelpunkt kommunistischer Agitation ist Uganda, gegen dessen Gouverneur Sir Andrew Cohen Natinform den Vorwurf der allzu großen Duldung der subversiven Bestrebungen erhebt. Ein weiteres Zentrum ist die sowjetische Gesandtschaft in Addis Abeba, wenn auch ihre unmittelbare Wirksamkeit stark überschätzt zu sein scheint. In England aber arbeitet die linke „Union of Democratic Controll" (mit den leitenden Männern Basil Davidson, Heinrich Fränkel, Richard Crossman und Fenner Brockway) dem Kommunismus in die Hände.

H. E.

Die Umschau

Tunis

Die Krise um Tunis hält an. Die rein arabische Bevölkerung des Landes verlangt immer stürmischer die Beseitigung des imperialistischen Protektorats Frankreichs über ihr Land.

Tunis war im 19. Jahrhundert faktisch selbständig. Der Herrscher, Bey genannt, war nur — durch ein loses Lehnsverhältnis mit dem Osmanischen Reiche verbunden. Ahmed Bey (1837—1858) begann das Land zu modernisieren, sein Nachfolger Mohammed Bey (1858—1861) gab dem Lande eine Verfassung, die unter seinem Nachfolger Sadik Bey völlig im europäischen Stil ausgebaut wurde. Gerade als der Staat wirklich gesund und modern zu werden begann, wurde ihm von Frankreich 1881 gewaltsam ein Protektorats-Vertrag aufgedrängt, der Frankreich das Recht zu einer militärischen Besetzung gab, von der es ausdrücklich in Artikel 2 hieß: „Diese Besetzung wird aufhören, wenn die französischen und tunesischen Behörden übereinstimmen werden, daß die örtliche Verwaltung in der Lage ist, die Ordnung aufrecht zu halten." Und in Wirklichkeit dauert sie noch heute an. Dieser Vertrag vom 12. Mai 1881 wurde von der Bevölkerung immer bekämpft, zuerst in einem zweijährigen bewaffneten Widerstand, der 1883 in der Belagerung von Sfax durch die Franzosen gipfelte, dann in der Gründung der Jung-Tunis Partei 1904 durch Ali Basch Hamba. Im Ersten Weltkrieg kam es 1915 und 1916 zweimal zu größeren Erhebungen. Aehnlich wie die Wafd-Partei in Aegypten, brachte auch der Tunesische Nationalist Thalbi 1919 eine Destour (Verfassungs)-Partei auf die Beine. Diese forderte eine gesetzgebende Versammlung von tunesischen und französischen Mitgliedern, frei vom Volke gewählt, eine diesem Parlament verantwortliche Regierung, freie Wahl aller Ortsbehörden, Presse- und Versammlungsfreiheit. Die siegreichen Demokraten von 1919 und Frankreich lehnten diese bescheidenen Forderungen (in denen noch nicht einmal die Unabhängigkeit enthalten war, die Thalbi in einem Memorandum an Präsident Wilson gefordert hatte) ab, Thalbi mußte außer Landes gehen.

Von der Destour-Bewegung, in der die „alten Turbane" überwogen, spaltete sich unter dem hochbegabten Habib Bourguiba 1934 die Neo-Destour-Partei. Als der französische Resident General Peyrouton im September 1934 die führenden Männer der Neo-Destour-Partei verhaften lassen wollte, kam es zu schweren Unruhen. 1938 wurde die Partei in den Untergrund getrieben. Als Frankreich 1940 besiegt war und 1942 der neue Herrscher von Tunis, Mohammed Moncef Bey sein Amt antrat, bekam die verfolgte Partei Luft. Als am 9. November 1942 deutsche und italienische Truppen Tunis besetzten, wurden auf Verwenden von Moncef Bey alle politischen Gefangenen wieder frei gelassen, eine arabische Zeitung gegründet und eine Jugendbewegung geschaffen. Einige tunesische Freiwilligenverbände formierten sich an der deutschen Seite. Als die „Befreier" die deutschen und italienischen Truppen vernichtet hatten, brachten sie — wie überall — die Knechtschaft mit sich. Hunderte von Nationalisten wurden umgebracht, Moncef Bey selber abgesetzt; er starb 1948 in der Verbannung auf einem Dorf bei Pau. Da die „demokratischen Reformen", die Frankreich immer angekündigt hatte, nicht kamen, so trat unter Sidi Mohammed Lamin Bey, seit 1943 Nachfolger des abgesetzten Moncef Bey, ein neuer Konflikt auf. Die Volksmeinung drängte das an sich gemäßigte Kabinett Tschenik zu energischen Versuchen, für das bedrückte Tunis mehr Freiheit herauszuholen. Frankreich zwang die Minister, nach Aegypten zu fliehen, während das Volk nunmehr offen die Waffe des Terrorismus, das einzige Mittel unterdrückter Völker, anwandte. Gleichzeitig brachte Aegypten den Fall Tunis vor die UN — zur Unzufriedenheit Frankreichs wurde der Streitfall auch auf die Tagesordnung gesetzt — aber wohl nur einige ahnungslose und demokratisch angefaulte Effendis unter den Arabern werden sich viel von einer Behandlung der Tunisfrage in der von den Feinden der Araber beherrschten UN versprechen. Inzwischen erzwang der französische Oberkommissar de Hauteclocque den Rücktritt des Kabinetts Tschenik und zwang dem Bey ein Kabinett Salaheddin Baccouche auf — dessen Vater den Vertrag von Bardo unterschrieben hatte.

Massenhaft werden die Nationalisten eingekerkert (natürlich auch als „prokommunistisch" verschrien) und mit allen Mitteln der Versuch gemacht, einen wirklich längst toten Imperialismus am Leben zu halten, der Frankreich nichts nützt und nur beweist, daß in Tunis wie an der Saar die verkalkte Demokratie das reaktionärste Gebilde der heutigen Zeit ist, die nur mit Gewehrsalven, Gefängnissen und Unrecht, mit Marionetten wie Johannes Hoffmann an der Saar und Baccouche in Tunis zu herrschen vermag.

* * *

Das „souveräne" Deutschland

Ohne jeden Zweifel nennt sich Westdeutschland nun eine souveräne Nation. So wollte es der demokratische Wille der drei Sieger, genau so wie der Wille Rußlands im Osten einen souveränen Staat schuf. Am 26. Mai verkündete es Adenauer mitten im Bundeshaus, unter dem sicheren Schutz verstärkter Aufgebote an Polizei und Gendarmerie. Während gleichzeitig weitere 30 000 Polizisten im Ruhrgebiet Wache hielten, widersetzten sich die Sozialdemokraten aufs bestimmteste dagegen, daß der Tag zum allgemeinen „Jubeltag" erklärt wurde. Was einst die Fahne der ganzen Nation war, blieb unberührt im Futteral und wer weiß, wieviel anständige Deutsche an diesem Tag Tränen der Scham und des Grimms vergossen, wenn sie in der Erinnerung an vergangene Zeiten dachten. Neun Länderregierungen hatten den Antrag Lehrs, man solle alle öffentlichen Gebäude festlich schmücken, kühl abgelehnt. Es erscheint uns tatsächlich mehr als übertrieben, wenn man einen Tag als Jubeltag bezeichnen soll, der nur e i n e solide Grundlage hat: Die Niederlage Deutschlands und damit verbunden die Abtrennung aller der Gebiete, die einst Preußens Wiege waren, der Verlust Königsbergs, die Ostgrenze an der Neiße, der Verzicht auf jeden künftigen „Anschluß", der Verlust Schlesiens, die willenlose Unterwerfung unter fremde Wünsche, die Saar — denn Saar heißt es und nicht „Sarre", wie die Franzosen es im Ausland glaubhaft machen wollen — praktisch den Separatisten ausgeliefert, obgleich ihre Bewohner sich im innersten deutsch fühlen, die „Kriegsverbrecher", die schändlichen Galgen von Nürnberg . . .

Soll man noch mehr aufzählen? Oder ist es schon damit verständlich, warum kein Deutscher, der nicht gerade Schwipp-Vetter von Mr. McCloy ist, den Inhalt der Dokumente von vierhundert Seiten, die sich nicht einmal Friedensvertrag nennen, als Anlaß zum Festefeiern nehmen will?

Wir sind uns nach Durchsicht der Vertragstexte darüber klar geworden, daß dieses „souveräne Deutschland" für uns kein Vertragspartner ist und werden nicht allzu lange warten müssen, bis ein anderes Deutschland von uns mit Begeisterung und Respekt in großer Freundschaft begrüßt werden darf."

Aus „ARRIBA" —Madrid.

* * *

Ein Brief

Wolf Rüdiger Hess

Gailenberg, 12. Aug. 1952.

An die Schriftleitung der „Revue"
Adr. Kindler und Schiermeyer Verlag GmbH.
München 9, Harthauserstr. 50

Sehr geehrte „Revue"!

In Ihrer Nr. 32 vom 9. August lese ich in dem Artikel von Charles Baton „Ich bin Martin Bormann".

„ . . . Die Männer, die während des „Dritten Reiches" an führender Stelle mit verantwortlich waren für Krieg und Elend in der Welt sind gerichtet. Was aber wurde aus ihren Kindern?
Sie, die eben noch Bewunderten und Verhätschelten, waren plötzlich zu Ausgestoßenen geworden. Ob sie nun Bormann, Himmler, Heß, Frank oder Koch hießen, immer mußten sie die gleiche bittere Erfahrung machen: Der Name wurde zu einem Fluch, den abzuschütteln sie sich vergeblich bemühten . . ."

Erstens, sehr geehrte „Revue", bin ich gottlob niemals in meinem Leben bewundert und verhätschelt, sondern immer sehr streng erzogen worden — auch vergessen Sie, glaube ich, daß nach dem 10. Mai 1941 zumindest für mich zu einer solchen angeblichen Verhätschelung kaum noch Gelegenheit war.

Zweitens habe ich mich, seit meinem dritten Lebensjahr in diesem schönen Tal des Allgäus lebend, niemals zu „Ausgestoßenen" gehörig gefühlt — da ich ein ziemlicher Brocken bin, habe ich mich von klein auf schlecht „stoßen" lassen. Und die Leute hier im Tal waren niemals wüst zu mir, immer nett wie zu jedem anderen Kind auch.

Drittens aber war und ist der Name meines Vaters kein „Fluch" für mich, ich habe niemals versucht, ihn abzuschütteln, sondern habe mich bisher und werde mich in Zu-

kunft verdammt anstrengen, der Ehre und Verantwortung würdig zu sein, der Sohn dieses Vaters zu heißen.

Hochachtungsvoll!
gez.: Wolf Rüdiger Heß.

* * *

Deutsche Soldaten vogelfrei!

Deutschland muß das Risiko auf sich nehmen, daß seine Soldaten als „Vogelfreie" behandelt werden, wenn sie im Falle eines Krieges mit Rußland gefangengenommen werden und westdeutsche Heeresverbände einen Teil der Europa- oder NATO-Armee bilden.

Das ist nach meiner zuverlässigen Unterrichtung die Beurteilung, die vom Bundestagsausschuß für die EVG dem Bundestagsausschuß für Auswärtige Politik übermittelt worden ist.

Die Abrüstungsklauseln des Potsdamer Abkommens und der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands bleiben, was Rußland anbelangt, in Kraft. Das ist Rußlands Standpunkt. Viele juristische Experten sind der Ansicht, daß das bestehende Völkerrecht dafür eine Grundlage bietet und daß gefangene deutsche Soldaten von den Russen als „Vogelfreie" gehängt oder erschossen werden könnten, weil sie in Verletzung der Forderungen des Waffenstillstands die Waffen ergriffen haben.

Die Generale Heusinger und Heinz Guderian sowie auch andere hohe deutsche Offiziere haben mir gesagt, daß die ungewisse Rechtsstellung der deutschen Soldaten, die in einem Krieg mit Rußland in der Europa-Armee kämpfen würden, in Westdeutschland die schwersten Befürchtungen hervorgerufen habe. So heikel, so dornenvoll, so ungewiß ist diese Frage, daß darüber in Deutschland, England, Frankreich oder in den Vereinigten Staaten nur wenig gesagt oder geschrieben wird.

Karl H. von Wiegand
im New York Journal-America, 7. 12. 52.

* * *

Bedeuten 11 tote Juden den Krieg?

Seitdem in Prag elf Juden zum Tode verurteilt worden sind — alles alte kommunistische Funktionäre — und dabei der Zionismus seitens des kommunistischen Staates zum ersten Mal offen als staatsfeindlich angegriffen wurde, seitdem dann der Prozeß gegen die neun Aerzte in der Sowjetunion, davon 5 Juden, läuft, rast die jüdische Presse in der Welt.

Die „Allgemeine Wochenzeitung des Judentums in Deutschland" (5. Dez. 1952) berichtet über die Verhandlungen im Parlament des Staates Israel (Knesset): „Die Verhandlungen wurden überschattet durch den Prozeß gegen Slansky und seine Mitangeklagten in Prag. Das Echo, das die in diesem Prozeß lautgewordenen Beschuldigungen gegen den Zionismus und hohe Würdenträger des jüdischen Staates in Israel hervorgerufen haben, ist ganz ungeheuer. Die Knesset nahm mit überwältigender Majorität und nach stürmischer Debatte eine Resolution an, die ihr Gefühl des Entsetzens über den Prager Prozeß zum Ausdruck bringt, der als „Schlag gegen das jüdische Volk" und als ein Versuch bezeichnet wird, den guten Namen des Volkes Israel zu beschmutzen, die traditionelle Freundschaft zwischen dem tschechischen und dem jüdischen Volk zu untergraben und die Zionistische Bewegung in niedriger und gefährlicher Weise propagandistisch auszubeuten.

Dr. Nahum Goldman, der Präsident der jüdischen Weltorganisation, erklärte offiziell in Tel Aviv: „Der Prager Prozeß ist ein empörendes und niederschmetterndes Ereignis, das unter den Juden in aller Welt Proteste und Besorgnisse ausgelöst hat. Die unerhörteste Seite des Prozesses ist die Injizierung antizionistischer und antijüdischer Hetze. Es wäre eine grauenhafte Tragödie, wenn dieser Prozeß ein Beispiel für die neue Politik der Regierungen der Oststaaten geliefert haben sollte. Die Entfesselung des Antisemitismus und der antijüdischen Demagogie wird beim jüdischen Volk auf geschlossenen Widerstand stoßen. Der Jüdische Weltkongreß hat jahrelang versucht, den Kontakt mit den jüdischen Gemeinden in Osteuropa aufrecht zu erhalten. Es ist sicher nicht sein Fehler, daß diese Gemeinden gezwungen wurden, alle Verbindungen mit dem Rest des jüdischen Volkes zu trennen. Mit großer Sorge und tiefster Empörung protestiert der Jüdische Weltkongreß gegen den Prager Prozeß und warnt die Beherrscher der Tschechoslowakei und der anderen osteuropäischen Länder davor, einen Weg zu beschreiten, der sie in das Lager derjenigen Länder führen würde, die wegen ihres zügellosen reaktionären Antisemitismus berüchtigt geworden sind."

Die jüdische Zeitung „Dawar" schreibt: „Die im Prozeß verwendeten Ausdrücke wie

„Verschwörung des Weltjudentums" stimmen mit der antisemitischen Propaganda des zarischen Rußland überein." Die in den Niederlanden erscheinende Zeitung „Joodsche Weekblad" schreibt: „Die Kampagne gegen das Judentum hinter dem Eisernen Vorhang ist schon monatelang in Gang. Der Traum der Befreiung der Menschheit durch den Kommunismus ist untergegangen im Schrecken der Verfolgung. Jeder Jude, der jetzt noch Mitglied dieser Partei ist oder nur Sympathie dafür aufbringt, ist ein Verräter seiner Brüder und verhindert das große Werk der Befreiung des jüdischen Volkes."

Wir erleben also das groteske Schauspiel, daß die Juden, die wir bis dahin mit sehr gutem Recht für die Träger der kommunistischen Weltrevolution halten durften, auf einmal laut zum antibolschewistischen Kampf aufrufen, ja, wir werden wohl noch erleben, daß sie uns überzeugen möchten, der deutsche Landser müsse nunmehr wieder auf der Straße gen Moskau marschieren, um das beleidigte Israel zu rächen...

Doch werden auch Stimmen des Zweifels laut. Aus der *slowakischen Emigration* verlautet das Gerücht, daß die elf zum Tode verurteilten Juden, zu deren Hinrichtung sonderbarer Weise kein Zeuge beigezogen wurde und die nur durch den Rundfunk bekannt gegeben worden ist, gar nicht hingerichtet, sondern stillschweigend nach Rußland geschafft seien. Dann stellt sich heraus, daß der tschechische Justizminister Reis, der das Urteil bestätigt und die Hinrichtung angeordnet hat, selber Jude ist. Es zeigt sich, daß in den Berichten der ungarischen und polnischen Presse die judenfeindlichen Parolen des Prager Prozesses fast völlig unterdrückt wurden, daß in Polen die Judengruppe um Hilary Minc, in Ungarn die fast rein aus Juden bestehende Regierung unter Rákosi weiter im Amt ist, daß auch in der Sowjetunion der jüdische Spitzenmann Ilja Ehrenburg weiter wirkt. Auch die Entlassung einiger jüdischer Ministerialdirektoren im Außenamt des festgenommenen Herrn Dertinger in Pieckistan vermag noch nicht davon zu überzeugen, daß in Stalins Machtbereich generell gegen die Juden als Volk oder Rassegruppe gekämpft wird. Es scheint erst einmal gegen den Zionismus als eine spezifische Form des „bürgerlichen Nationalismus" zu gehen. Deshalb macht auch die nordamerikanische Zeitungsgouvernante „Neue Zeitung" diesen Unterschied: „Der Haß der Kommunisten richtet sich in der drüben üblichen Gedanken- und Wortverbindung gegen das „Jüdisch-Bourgeoise", das „Jüdisch-Kosmopolitische". — Aber von dort ist natürlich nur ein Schritt zur *allgemeinen Gegnerschaft*, weil rasch jeder Jude verdächtigt werden kann, auch diese Eigenschaften zu besitzen..."

Und schon spricht man auf jüdischer Seite das Wort „Krieg" aus. „Mundo Israelita" (17. Jan. 53) schreibt: „Das schreckliche Ereignis weckte tiefen Widerhall im Judentum und in Medinat Israel, wo man erklärt, daß Rußland der jüdischen Welt den Krieg angesagt habe." —

Und Ministerpräsident David Gurion erklärte: **„Die Angelegenheit ist furchtbar ernst. Ich wäre aber glücklich, wenn sie nicht einen furchtbaren, tragischen Wendepunkt einleitet, den ich nicht nennen möchte"** (dpa. —JTA — AjW.).

* * *

De Gasperis Wahlschwindelgesetz

Die italienische Zeitung „Terra d'Oltremare" kennzeichnet das neue Wahlgesetz des Ministerpräsidenten Italiens Alcide de Gasperi zur Verewigung der Demokratur: „Wir dachten, die Vollendung auf dem Gebiet der Wahlchemie sei erreicht — aber wir haben uns getäuscht. Die Techniker des „besten Systems" haben uns eine Neuigkeit beschert und das ist die „Prämie". Die Formel heißt: Verhältniswahlrecht ausgestattet mit Prämie. Diese sogenannte Prämie ist eine Art „großes Los" im Wahlspiel. Jene Liste oder Listenverbindung, die 51% der Stimmen bekommt, erreicht damit automatisch zwei Drittel der Parlamentssitze.

Die christliche Demokratie strahlt vor Stolz über dieses Gesetz, das für sie eine Art Versicherungspolize gegen Wahlunfälle darstellt.

Wie wir schon sagten, muß das Baby Wähler einen Schnuller bekommen, um Ruhe zu halten. Wie ein braves Kind. Also laßt ihn wählen. In einem sinnlosen, glänzenden, blöden, stolzen Augenblick der Illusion fühlt er sich als Souverän. Dann werden die verschiedenen Parteiführungen weiter denken und ihren vergnügten Kuhhandel treiben. Der Wähler ist zufrieden. Die Demokratie ist gerettet. Es lebe das Spiel „Meine Tante, Deine Tante!"

Wir erregen uns nicht über dieses Gesetz und nennen es auch nicht, wie einige unserer Freunde, ein Schwindel-Gesetz. Der Schwindel liegt wo anders. Der Schwindel

liegt darin, ein Gesetz als demokratisch bezeichnen zu wollen, welches das glatte Gegenteil der Demokratie ist."

Die Demokratie beginnt, sich als das herauszustellen, was sie im Grunde immer war: Betrug am Wähler und am Volk, um an den Trog und die Futterkrippe heranzukommen, und dann Verteidigung der Krippe durch ein Gespinst von Unrechtsgesetzen, um das Volk stumm zu machen. Und am Ende kommt dann ein General wie Napoleon, ein Gefreiter wie Hitler oder ein Korporal wie Mussolini und jagt den ganzen Schwindel auseinander.

* * *

Aus U. S. A.

Eine der interessantesten und folgenschwerschen Erscheinungen in U. S. A. ist die Tatsache, daß die Zahl der ins militärpflichtige Alter kommenden Männer in den nächsten Jahren rapide absinkt. — Die dem Pentagon nahestehende Washingtoner Zeitschrift US News & World Report veröffentlicht im Heft vom 7. November 1952 darüber eine eindrucksvolle Studie, deren beigegebene Uebersichtskarte ausweist, daß die Zahl der Männer im Alter von 18½ bis 26 Jahren, die nach den gegenwärtigen Bestimmungen der Einberufung unterliegen, wie folgt absinkt: 30. November 1951 — 930.000 Männer; 30. Juni 1952 — 900.000 Männer; 30. Juni 1953 nur noch 650.000 Männer; 30. Juni 1954 — 570.000 Männer und schließlich Tiefstand am 30. Juni 1955 mit nur noch 280.000 Männern dieser Altersklassen — worauf dann eine aufsteigende Kurve folgt. — Zur Illustrierung schreibt die Zeitschrift: „Die U. S. A. ist nunmehr in das Stadium eingetreten, wo die geringe „Baby-Ernte" der Depressionsjahre sich bemerkbar macht. Die Baby-Ernte jener 30er Jahre war nur gering. Als Ergebnis kamen in dem am 30. Juni 1952 endenden Jahr nur noch 830.000 junge Männer in das wehrfähige Alter. Aber die Wehrmacht hat einen Bedarf von 1.120.000 Mann. Im gegenwärtigen Jahr, das am 30. Juni 1953 endet, werden ca. 870.000 Rekruten zur Verfügung stehen, während die Wehrmacht 1,1 Millionen Mann benötigt. Das Absinken der zur Verfügung stehenden jeweiligen Rekrutenmenge ist in der Uebersichtskarte aufgezeichnet. Daraus ergibt sich, daß die Zahl der zur Verfügung stehenden jungen Männer, die im November 1951 noch 930.000 Mann betrug, per 30. Juni 1955 auf rund 280.000 Männer abgesunken sein wird. Erst nach diesem Tiefstand beginnt die Zahl wieder langsam anzuschwellen. Aber nicht vor 1959 stehen die gegenwärtigen pro Jahr benötigten rund 1 Million Rekruten zur Verfügung."

Die Bedeutung dieser Tatsache wird klar, wenn man bedenkt, daß nach allen Ueberlegungen und Nachrichten gerade die Jahre 1953 bis 1958 die gefährlichsten Jahre für die Auseinandersetzung zwischen Moskau und Washington sein werden — ein Umstand, der es für Amerika zwingend macht, sich um entsprechend einsatzwillige und einsatzfähige Bundesgenossen umzusehen, die den Ausfall der so niedrigen eigenen Rekrutenjahrgänge ausgleichen können. —

*

Nicht ohne Zusammenhang mit diesen Zahlen der Bevölkerungsbewegung steht das Problem des moralischen Standards in USA.

Im Novemberheft des „INTELLIGENCE" heißt es darüber: „Einige Zahlen sollten uns nachdenklich machen. In der Ueberfülle unseres materiellen Fortschrittes erfordern einige Tatsachen Beachtung: in USA werden für jeden Dollar, der für religiöse Zwecke gespendet wird, nicht weniger als 750 Dollar für Vergnügungszwecke ausgegeben. Ergibt das einen Sinn? — Und wie steht es mit den Früchten dieser Ausgaben? Urteilen Sie selber: In USA wird alle 40 Minuten ein Mord begangen. 1 Million amerikanischer Frauen leiden an Geschlechtskrankheiten. Täglich begehen dort 60 Menschen Selbstmord. Jeden Monat werden dort 1 Million Exemplare Sexual- Magazine gedruckt. Und schließlich gibt es in USA mehr Barmädchen, als Studentinnen."

Mit Recht zieht dann das ausgezeichnete Magazin die Verbindung zwischen diesen Tatsachen und dem Kampf des Westens gegen Moskau und fragt: „Können wir bei solchen Zuständen hoffen, den Kampf der Ideen gegen Moskau zu gewinnen?" —

Es ist wohl der größte Fehler der bisherigen Taktik des Westens, zu glauben, daß materielle Argumente diesen Kampf gewinnen werden: ein Hinweis auf den Lebensstandard, auf Eisschränke und Autos und Waschmaschinen. — Zu glauben, daß der Kommunismus nur eine Folge wirtschaftlicher Zustände ist, ist an sich bereits ein Sündenfall in den materialistischen Irrglauben! Die Fortschritte Moskaus sind in der moralischen Schwäche und in der geistig-seelischen Leere des Westens begründet — nirgends sonst! Und nur von diesem Punkt aus können sie aufgehalten und überwunden werden. —

Das Weltgeschehen

ARGENTINIEN

Tiefe Befriedigung und aufrichtige Freude löste die vom Präsidenten der Republik dekretierte Rückgabe deutscher Warenzeichen und Marken sowie beschlagnahmten deutschen Eigentums aus. Anläßlich des feierlichen Aktes im Regierungsgebäude äußerte der Staatspräsident General Perón unter anderem: „Wir werden versuchen, unsere neugeschaffenen und vielversprechenden Verbindungen im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten mit Deutschland, mit dem uns so alte und freundschaftliche Bande verbinden ... von Tag zu Tag mehr zu festigen. Ich glaube weiterhin, daß die Interessen, die wir verteidigen, die gleichen wie die Deutschlands sind. Damit ist eine große Zukunft gemeint, die sich aufbaut auf einer Gerechtigkeit, einer Freiheit und einer Souveränität, die kein Volk, das die von Deutschland in seiner Geschichte bewiesenen Werte besitzt, bestreiten können wird. Wir wissen, daß bei der Verteidigung dieser Grundrechte des wirklich freien Mannes wir uns sehr oft mit Deutschland zusammenfinden werden, um diese für die Menschheit notwendigen Aufgaben zu erfüllen."

U. S. A.

Am 20. Januar übernahm General Dwight D. Eisenhower die Präsidentschaft der USA. Bei der Eidesleistung sprach Rabbi Hillel Silver das vorgesehene Gebet, der protestantische Bischof erteilte den Segen und der katholische Erzbischof erflehte die göttliche Hilfe herab. Zwölf Tage später ließ sich der heidnische „Kreuzzugs-Führer" taufen und in die Presbyterianische Nationalkirche aufnehmen. Eigentlich hatten viele Amerikaner gehofft, als Protest gegen die unfähige Truman-Politik den „Abgesetzten von Korea", General Mac Arthur, zum Präsidenten wählen zu dürfen. Doch Bernard Baruch setzte bei den Republikanern die Nominierung des „trojanischen Pferdes" Eisenhower durch, während Bruder Hermann Baruch die Sache bei den Demokraten schob. Daß Eisenhower von der Anti-Truman-Stimmung gegen eine auffallend große und linke Stimmenzahl Stevensons fast als linker Flügelmann der Republikaner in den Sattel des Korea-kriegsmüden Rosses gehoben wurde und daß dies nur unter dem Protektorat des „elder statesman" Bernard Baruch möglich wurde, bestimmt seine innen- und außenpolitische Konzeption. Wenn auch ernste Vorbehalte laut wurden (Williams Intelligence Summary hatte schon früh auf die alten Verbindungen Ikes zu Sidney Hillman — recte: Schmuel Gilman — dem Rooseveltschen Gewerkschaftsführer hingewiesen; die Witwe des „verunglückten" Generals Patton, den Ike s. Zt. an der Besetzung Berlins hinderte, drohte Geheimdokumente zu veröffentlichen u. v. a. m.), so erwies sich Baruch doch als der Stärkere und konnte mit zynischer Befriedigung feststellen, in s o l c h e m Kabinett wäre selbst e r gerne Minister geworden. Was allerdings der scheidende Truman („Jetzt bin ich einer mehr im Heer der Arbeitslosen") dem President-elect in drei Aktenbänden mit „Top-Secret"-Material in die Hand drückte, war wenig ermutigend. Doch Ike ist sein eigener Doppelgänger: Militär u n d Geschäftsmann. Der Volksmund sagt: USA wird regiert von „siebzehn Millionären und einem Klempner (Arbeitsminister-Gewerkschaftler Durkin)". Allein vier seiner Minister haben ein Jahreseinkommen von zusammen 1,1 Millionen Dollar. Er besetzte alle 900 Spitzenposten seiner Regierung dem Protest der Berufspolitiker zum Trotz mit erfolgreichen Geschäftsleuten und beabsichtigt getreu Tafts außenpolitischer Konzeption zu handeln: Trade, not aid! (Handel, nicht Hilfe!). In Abwandlung des Lincoln-Wortes „Government of the people, by the people, for the people" heißt es nunmehr: Government of the business, by the business, for the business. „Geschäft statt Blut für uns, Blut statt Geschäft für die andern" ist ein brauchbares Lema, wenn man die Fronten zum Weltbrand abstecken soll. Tschiang-Kai-Schek und Yoshida heißen die neu aufpolierten Figuren in der Schachpartie Korea, auch wenn es dem alten Syngman-Rhee nicht gerade leicht fiel, Ministerpräsident Yoshida die Hand zu drücken. Die Japaner schweigen, lächeln und schlucken alle Waffen, die sie bekommen können. Im übrigen freuen sie sich auf die Kurilen und Südsachalin. Das stärkste Pferd in Eisenhowers Wall-Street-Team ist John Foster Dulles, sein

Sekretär des Staatsamtes („Wir sind der Ansicht, daß unsere Regierung für Bomben und Stützpunkte sorgen muß, und zwar für möglichst viele" in Dulles, „War or Peace", S. 239; und „Die Atombombe bringt einen viel leichteren Tod" an „Post Dispatch" in St. Louis). Dulles, der begehrteste und gewiegteste Anwalt der Wall-Street, hat schon viele erfolgreiche Geschäfte gemacht, mit dem Dritten Reich und gegen das Dritte Reich, mit Japan und gegen Japan, mit den Sowjets und gegen die Sowjets, immer aber Geschäfte und immer im Sinne der Wall-Street. Nun will er sein zweifellos größtes machen. Ihn sandte Eisenhower zusammen mit Harold Stassen nach dem noch nicht von den Sowjets besetzten Teil Europas. Die Italiener (Alcide de Gasperi, der gerade sein famoses „Prämien-Wahlgesetz" zur Ausschaltung aller Oppositionsgruppen durchgepaukt hatte und Kriegsminister Pacciardi, roter Häuptling des Spanischen Bürgerkrieges, Högner-John-Type, dem ein Kriegsinvalide auf offener Piazza zurief: Traditore! Tu fai vomitare ai paracarri!, zu Deutsch: Verräter! Vor dir kotzen selbst die Ecksteine!) blieben reserviert, sie neiden dem Triest-Dieb Tito den Dollarregen. Die Franzosen stürzten zum Gruße Dulles' den einsichtigen Pinay, der die schwärende Wunde der „Epuration" zu schließen gewillt war und setzten an seine Stelle den Rothschild-Sproß René Mayer, Sohn des früheren Ober-Rabbiners von Paris. Die Engländer inszenierten die „Naumann-Verschwörung" und zeigten sich verbiestert. Winnies Bittgang nach Washington und die peinliche Erfolglosigkeit des vertraulichen Dreiergespräches in Baruchs komfortablem Heim lagen ihnen noch in den Knochen und der alte Hetzer Duff Cooper sagte ihnen durch die Blume, was „man" dachte (siehe „westbesetztes Deutschland") Holland und Belgien aber standen unter Wasser, so daß auch Dulles' Besprechungen dahinein fielen. Entzückt waren eigentlich nur die Bonner von seinem Besuch (Fuchs Adenauer hatte den für den Anfang der Tournee vorgesehenen Bonn-Besuch ans Ende zu verschieben gebeten, um seine europäischen Kollegen „nicht zu brüskieren". So hatte er Gelegenheit, zu hören und seine „Kollegen" auszustechen). Dulles erklärte am Ende der Reise, wie das so üblich ist, sie sei sehr befriedigend gewesen. Das dürfte wohl nur für die Geheimbesprechungen mit Marschall Alphonse Juin, der ihm einen Floh von 40 französischen Divisionen ins Ohr gesetzt haben dürfte, und den Bonner Aufenthalt zutreffen. Es bestehen Anzeichen dafür, daß die Amerikaner, nachdem Dulles die Aussichtslosigkeit einer europäischen Einigung unter den gegebenen Voraussetzungen festgestellt hat, zu direkten zweiseitigen Verträgen übergehen werden. Dies würde wohl eine bedeutsame Umorientierung der Bonner Innenpolitik, für das Schicksal des Deutschen Volkes aber keine grundsätzliche Aenderung, höchstens wegen der leichteren Durchführungsmöglichkeit eine größere Gefährdung bedeuten.

Westbesetztes DEUTSCHLAND

Oberkommissar Sir Ivonne Kirkpatrick („Die Sicherheit von 400 000 alliierten Soldaten ist bedroht!"!!!) ließ in der Nacht zum 15. Januar Dr. Werner Naumann, Karl Kaufmann, Dr. Gustav Scheel, SS-Brigadeführer Zimmermann, Dr. Heinrich Haselmayer, Heinz Siepen und Dr. Karl Scharping verhaften. Der Bundeskanzler war rechtzeitig unterrichtet worden und befand sich, wie Außenminister Eden erklärte „in Uebereinstimmung mit den drei großen westdeutschen politischen Parteien und dem Gewerkschaftsbund", während Dr. Reinhold Meyer (Bundesrats-Präsident, Ministerpräsident des Südwest-Staates, linker Flügelmann der FDP und Prätendant auf den Kanzlersessel) erklärte, bereits am 21. Dezember von den Haftabsichten unterrichtet worden zu sein. Die des NS gewißlich unverdächtige „Frankfurter Zeitung": „Jedenfalls hat Sir Ivone in acht Tagen in Westdeutschland mehr Neo-Nazis geschaffen, als es Naumann und Siepen im Schweiße ihres Angescihts in Jahren fertiggebracht hätten." „Sechs Tonnen belastendes Material" wurden beschlagnahmt, sie bestanden ausschließlich aus Geschäftspapieren, zum Teil den Nahost-Handel betreffend. Die Londoner druchsen an einer formellen Anklage herum und kriegen nichts Gescheites zusammen. Man wird an jene Maßnahmen des früheren britischen Oberkommissars Robertson erinnert, der mit einem Schlage sämtliche deutschen Produktionsverfahren zur synthetischen Kautschukherstellung lahmlegen ließ. Warum? Robertson war Vorsitzender des britischen Konzerns der Naturkautschuk-Unternehmen. Right or wrong, my business! Politisch galt dieser Kinnhaken Eisenhower und Dulles, von denen man eine zu sanfte Deutschlandpolitik befürchtet. Zur deutlichen Unterstreichung schrieb Viscount Norwich alias Duff Cooper in „The National and English Review": „Vor 82 Jahren wurde das deustche Volk in einem Staat vereinigt. Seit diesem Zeitpunkt ist seine Kultur herabgesunken und

würde kaum überlebt haben, wenn sie nicht bis 1933 am Leben erhalten worden wäre durch die jüdischen Elemente seiner Bevölkerung. Seit dieser Zeit hat es einem Aggressionskrieg nach dem anderen gefrönt und es ist ihm zweimal fast gelungen, die freie Welt zu unterjochen. Diesen Tatsachen zum Trotz scheinen unsere Staatsmänner entschieden zu haben, daß es weise wäre, Deutschland so bald als möglich wieder zu vereinigen..." Die Verhaftungs-Aktion wirkte wie ein Stich ins Wespennest: SPD forderte erneut die Verstaatlichung der Ruhrindustrie, CDU und FDP „reinigten" wildlings ihre Parteien, die Bonner „Diplomatische Korrespondenz" forderte, allen ehemaligen Nationalsozialisten den politischen Führerschein zu entziehen, die Morgenthauer mit dem abservierten Oberkommissar Samuel Reber und dem ebenfalls jüdischen Deutschenfresser Drew Middleton „entdeckten" eine neue Renazifizierung, die Franzosen gingen mit neuem Schwung an den „Oradour"-Prozeß, obwohl, wie der französische Gerichtspräsident zugab, die prozessualen Handhaben unzureichend seien und verurteilten in Metz zwei deutsche Offiziere zum Tode und weitere zu langjähriger Zwangsarbeit. Um beim Vergleich mit dem Wespennest zu bleiben: Es sollen, so sagt der Volksmund, nicht die schlechtesten Früchte sein, an denen die Wespen nagen! „New York Times" zeterte über eine „Verbindung zwischen Naziverschwörung und Moskauer Antisemitismus", wer aber eilte unmittelbar nach der Terroraktion zum Sowjetgeneral Tschuikow nach Berlin-Karlshorst? Herr Oberkommissar Samuel Reber, von dem kaum zu befürchten ist, daß er „Nazi" sei! Väterchen Stalin aber lächelt leise: „Nur munter weiter so, Eure Lordschaft!" Er weiß, die Politik von Reichsverrätern und Feindagenten trägt n u r r o t e Früchte und jeder Kampf g e g e n das Nationale ist ein Kampf f ü r die Internationale des Kremls. Was auch daraus zu erkennen ist: Nach der Verurteilung der SRP (nicht aber der KPD!) durch den landrüchigen englischen Agenten John, jetzt Leiter des Amtes für Verfassungsschutz, wurden die SRP-Mandate im niedersächsischen Landtag anulliert und selbstherrlich neu verteilt. Wer aber sitzt heute dort, wohin die Bevölkerung ihren SRP-Abgeordneten gewählt hatte? Ein waschechter, von Pankow bezahlter und ferngesteuerter K o m m u n i s t. Und wieder lächelt Stalin leise... — —

Westdeutschland steht mit 1,2 Millionen Arbeitslosen hinter Italien (1,8 Millionen) und USA (2 000 000). Bei einer Bevölkerung von 48,6 Millionen zuzüglich 2,17 Millionen in Westberlin sind 23,5 Millionen noch ohne eigene Wohnung (Bestand: 9,4 Mill. Wohnungen, Defizit: 4,7 Millionen Wohnungen). An Kriegsopfern sind unterstützungsbedürftig: 1 Mill. Witwen, 1,3 Mill. Halbwaisen, 46 000 Vollwaisen, 1,5 Mill. Kriegsversehrte u. a., insgesamt 4,2 Millionen Menschen. Mehr als 2,8 Mill. Familien sind vaterlos, 900 000 davon haben drei bzw. mehr als drei Angehörige, 1,26 Mill. Männer und 1,56 Mill. Frauen sind über 70 Jahre alt, ein erheblicher Teil hiervon lebt ohne Familienbindung. Gegen diese Not des eigenen Volkes steht die großzügige Anerkennung von nicht beweisbaren Restitutions-Ansprüchen der Juden in Höhe von einem Drittel des deutschen Volksvermögens (s. WEG 1/53, S. 56) und zusätzlich von 3,5 Milliarden Entschädigung an den Staat Israel! Aber nicht nur das: Während die Bank deutscher Länder erklärt, für 1953 sei nicht mit einer Erleichterung für die Verwendung von Sperrmarkguthaben (etwa 4 Milliarden DM) zu rechnen auf Grund der deutschen Verpflichtungen gegenüber dem Ausland, wurde durch einen Erlaß für den sich Bundeswirtschaftsminister Ludw. Ehrhard besonders einsetzte, noch vor der Ratifizierung des Israelabkommens für alle diejenigen, die vor dem 23. Mai 1949 „im Zusammenhang mit nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen ins Ausland verzogen sind" die Möglichkeit geschaffen, „Wiedergutmachungsgelder" in Monatsbeträgen von DM 300.— bzw. in Länder der europäischen Zahlungsunion von DM 800.— zum offiziellen Kurs zu transferieren. Ausgenommen von dieser Regelung sind Sozialversicherung und Kriegsopfer! Und Dr. Theodor Heuß erklärte als Präsident der westdeutschen Bundesrepublik bei der Einweihung eines jüdischen Mahnmals in Bergen-Belsen: „Wir h a b e n von den Dingen gewußt. Wir wußten auch ... von der systematischen Ermordung der Insassen deutscher Heilanstalten. Die Völker, die hier die Glieder ihres Volkes in Massengräbern wissen, gedenken ihrer. Sie w e r d e n nie, sei k ö n n e n nie vergessen, was ihnen angetan wurde; die Deutschen d ü r f e n nie vergessen, was von Menschen ihrer Volkszugehörigkeit in diesen schamreichen Jahren geschah." Und dann erregt sich der „Rheinische Merkur" daß, als Heuß mit einem Gefolge von Polizeibeamten die belebte Halle des Kölner Hauptbahnhofes durchschritt, um zur Einweihung des Bergen-Belsen-Mahnmals zu fahren, kaum jemand der zuschauenden Anwesenden den Hut lüftete oder die Hände aus der Tasche nahm. Wenn

auch Herr Heuß am 26. Januar dem Leiter des vor Haß und Rachsucht gegen alles Deutsche berstenden „Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland", Karl Marx (nomen est omen) das Großkreuz des Verdienstordens verlieh, so muß doch jene Information mit Entrüstung zurückgewiesen werden, die behauptet, Heuß hätte um seine Beschneidung und Aufnahme in die Synagogengemeinde nachgesucht.

U. d. S. S. R. und sowjetbesetzte Länder

„Ich verlange für meinen Vater die Todesstrafe. Erst jetzt sehe ich, daß diese Kreatur, die man nicht einen Menschen nennen kann ... mein größter und erbitterster Feind war. Als ergebener Kommunist weiß ich, daß mein Haß gegen alle Feinde, besonders gegen jene, die unser immer reicher und freudiger werdendes Leben vernichten wollen, namentlich der Haß gegen meinen Vater, mich stets in meinem Kampf für die kommunistische Zukunft unseres Volkes stärken wird..." lautet nach der offiziösen „Rudé Právo" (Prag) der Brief des Sohnes vom Angeklagten Tomas Freika im berüchtigten Prager Prozeß. Daran sähe man, daß zwischen Kommunismus und **Nazismus** überhaupt kein Unterschied bestehe, kommentiert die „Jüdische Wochenschau" sinnigerweise dazu, während die Moskauer Gewerkschaftszeitung „Trud" pathosreich ausruft: „Jetzt aber sehen alle anständigen Völker der Welt, wie die nordamerikanischen Imperialisten ihre hitleristischen Vorgänger noch übertreffen." Es bewahrheitet sich wieder einmal: **Demokrat ist immer der, der den andern zuerst als „Nazi" bezichtigt!**

Dem Prager Prozeß ließen die Sowjets nun den „Aerzteprozeß" folgen (fünf von den neun „Saboteuren" waren Mitglieder einer „nationalistischen jüdisch-bürgerlichen Weltorganisation"). Der sowjetische Sicherheitsminister V. S. Abakumow, neben Laurenti Berija einer der mächtigsten Leute im Staat, trat daraufhin zurück. Auch in Bulgarien wurde eine „Spionage- und Verschwörerorganisation" aufgedeckt, die auf den Sturz der bulgarischen Regierung hingearbeitet hätte. In Sofia lief der entsprechende Prozeß an. Desgl. wurden in Budapest jüdische Aerzte des mit Joint-Mitteln erbauten Jüdischen Hospitals verhaftet. Gyula Desci, ungarischer Staatssicherheits-Beauftragter, wurde seines Amtes enthoben, Oberst Sandor Nogrady, ungarischer Vizeverteidigungsminister und Gabor Peter, Chef der ungarischen Geheimpolizei wurden angeblich auch verhaftet. Alle drei sind Juden. Vizeministerpräsident Hazi Arpad aber verlangte den Ausschluß aller jüdischen Führer aus der kommunistischen Partei (Ministerpräsident Rakosi sowie die meisten Regierungsmitglieder sind Juden!). Schließlich wurde auch Laos Stöckler, Präsident der jüdischen Gemeinde in Budapest und Verwalter der Joint-Gelder, verhaftet. —

NAHER OSTEN

Die wahnsinnige, judenhörige Politik der Westmächte gegenüber den Ländern des Nahen Ostens läßt den arabischen Teil des Mittelmeerraumes sich von Europa ab- und Asien zuwenden, wo man eher verläßliche Freunde zu finden hofft. So wurde nunmehr in Kairo ein arabisch-asiatisches Komitee zur Gründung einer „Societe des Nations Dissidents" für eine Neutralitätspolitik zwischen Ost und West gegründet. 19 Nationen werden ihr angehören, neben den sieben Ländern der Arabischen Liga auch Nationalchina, Indien, Pakistan, Persien, Afghanistan, Aethiopien, Indonesien, Lybien, Liberia, Burma, die Philippinen und Ceylon. Wenn es wahrscheinlich auch nicht zu dem Generalboykott deutscher Waren kommen wird, so hat doch Westdeutschland dank der kurzsichtigen und judenkriecherischen Politik Bonns seine erheblichen politischen Chancen verspielt und damit seine wirtschaftlichen Möglichkeiten stark eingebüßt. Betrachtet man allein d e n Teil des deutschen Außenhandels, der über Hamburg geht, so ergibt sich für die Länder des Nahen Ostens ein Gesamtwert (Ein- und Ausfuhr) von rund 300 Millionen DM für 1952, wobei der erhebliche Rückgang des Handels im letzten Viertel 1952 auf Grund der bekannten Vorkommnisse bereits mit berücksichtigt ist. Hamburg ist etwa mit einem Viertel am gesamten Außenhandel beteiligt, und die amtlichen Bonner Ziffern lassen für 1952 einen Außenhandelsumsatz mit dem Nahen Osten von 750 Millionen DM errechnen, denen im günstigsten Falle kaum 12 Millionen DM für Israel gegenüberstehen. Sollten sich auch weitere islamische Länder (Iran, Pakistan und Indonesien) dem angedrohten Boykott anschließen, stünde für Westdeutschland ein Außenhandelsumsatz von **1½ Milliarden DM** auf dem Spiel! — Diese Driftung nach dem Osten wird unterstützt durch die judenfeindlichen Maßnahmen der Sowjets, die in Nahost helles Entzücken auslösten, sowie durch den bekanntgewordenen Geheimvertrag zwischen der Türkei und Israel.

Inzwischen gehen englische Flugblätter in den arbaischen Ländern um, in denen ge-

gen deutsche Waren gehetzt wird: „Sie müssen nicht unbedingt deutsche Waren kaufen — Sie müssen sich stets das Dumping der Deutschen vor dem Krieg vor Augen halten — Sie zahlen jetzt für deutsche Waren mit Geld, das eines Tages dazu verwendet werden kann, Ihre Kinder zu töten — Ihre Unterstützung der deutschen Industrie wird Deutschland abermals zu einem Aggressionskrieg ermutigen usw. usf." Der angeschlagene Löwe wimmert kläglich, hoffend, daß durch das Zustandekommen des Israelabkommens die deutsch-arabischen Beziehungen doch platzen mögen.

ISRAEL

„Wir haben eine lange Rechnung mit Rußland", rief Meir Argov, der Sprecher der Mapai (Regierungspartei) im Knesset (Parlament). „Wir werden nicht weichen, wir werden die ganze Judenheit mobilisieren, um die Juden, selbst wenn sie Kommunisten sind, gegen die Angriffe des Kommunismus zu verteidigen. Wir werden alle Freunde des jüdischen Volkes zur gemeinsamen Verteidigung mobilisieren. Wir mögen klein und schwach sein, aber wir werden dennoch **die ganze freie Welt gegen diese neue antisemitische Welle aufrufen!".** „Die Sowjets sind im Recht und alle Juden sind Mörder!" schrie ein Linkssozialist dazwischen, es gab Tumulte, Sprinzak als Parlamentsvorsitzender und Ben Gurion mußten einschreiten. „Die israelitische kommunistische Partei ist ein erklärter Feind des Staates und des Volkes", erklärte der Vorstand des allgemeinen Gewerkschaftsbundes Israels und legte dem Zentralkomitee nahe, alle Kommunisten auszuschließen. Am 11. Februar erfolgte schließlich der Abbruch der Beziehungen zur Sowjetunion. — Noch am 8. Dezember hatte die Mapam (Linkssozialisten, Kominform) in einem gerissenen Manöver überraschender Weise für den neuen Präsidentschaftskandidaten der Mapai (Arbeiter-Partei) gestimmt, so daß Jitschak BEN ZWI durch Regierungspartei (Mapai) und linke Opposition (Mapam) ans Ruder gelangte. Ben Zwi ist nach dem Tode Chaim Weizmanns der zweite Präsident Israels.

OSTASIEN

Die Antwort auf die neue Korea-Politik der USA blieb nicht aus, Moskau und Peking machen ihre Gegenzüge. Auf den Philippinen flammt der Aufstand der agrarkommunistischen Hukbalahaps auf. In Indochina bekommt Vietminh immer mehr chinesische Divisionen zur Hilfe. In Thailand kann ein antimonarchischer Putsch mit einem Admiral im Vordergrund und recht rotem Hintergrund vom alten, erfahrenen Marschall Phya Songgram, (nach 1945 von der USA-Presse als Kollaborationist der Deutschen und Japaner angegriffen), im letzten Augenblick abgefangen werden. In Indonesien kriselt und brennt es weiter. In Tibet marschieren starke chinesische Stoßdivisionen auf mit Marschrichtung indische Tiefebene. Afghanistan betont, daß es sich nicht in eine Front gegen die Sowjets einspannen lassen werde. Auch in Asien merkt USA, daß es den Kampf gegen die Kommunisten nur mit überzeugten und erfahrenen Antikommunisten führen kann, d. h. mit denen, die es nach 1945 verfolgt hat. England beweist seine völlige Unzuverlässigkeit auch hier: Nach „Daily News" hat Großbritannien 1952 an die Kommunisten für 140 Millionen Dollars Gummi u. a. Waren geliefert und für 220 Millionen Waren bezogen. Die Differenz soll in weiteren Gummi-Lieferungen ausgeglichen werden. Die Lieferungen kamen zumeist aus Malaya, wo England selbst gegen kommunistische Partisanen kämpft. Right or wrong — my business!... Und der arme müde Landser aus Yorkshire, der im Dreck vor Inchon liegt, wundert sich, woher die Kommunisten so schnell ihren Nachschub hernehmen, er weiß nicht, daß die LKWs des Feindes auf Reifen rollen, für die seine eigenen Landsleute das Gummi an die Roten geliefert haben. — Aber auch Frankreich beweist in Indochina, daß es keine Großmacht mehr ist. Auf dem gleichen Boden, auf dem Jules Ferry einst den „Schwarzflaggenkrieg" gegen Annamiten und Chinesen glatt gewann und Tonkung eroberte, bluten heute die militärischen Kadres Frankreichs aus, ist Tonkin bereits verloren, Annam und Laos auf dem Wege, verloren zu gehen.

Auf der Tagung des NATO-Rates in Paris legte der Vertreter Frankreichs zum Krieg in Indochina dar: die in Indochina kämpfenden französischen Truppen sind **150 000 Mann** stark. **8 000 Offiziere** — (das sind 26 Prozent des französischen Offizierskorps) — und **33 000 Unteroffiziere** — (das sind 37% des französischen Unteroffiziersbestandes) — stehen in Indochina. Die Gesamtverluste dort an Toten, Vermißten und Verwundeten betrugen seit 1945 bis zum 1. 10. 52 insgesamt 90 000 Mann. Der finanzielle Aufwand für den Indochinakrieg betrug bis dahin **1 547 Milliarden** Francs. Seit zwei Jahren wurde **ein Drittel** der Kriegsausgaben in Indochina mit amerikanischer Finanzhilfe bestritten.

12. II. 1953 E. F.

Das Buch

PETER KLEIST:

AUCH DU WARST DABEI.

407 S. Großformat mit 8 Kartenskizzen und 51 Abb.; Heidelberg 1952, Verlag Kurt Vohwinkel.

Aus der Flut der in Deutschland erschienenen Darstellungen politischer Vorgänge der Jahre 1933—45 ragt Peter Kleists von hoher Warte aus geschriebenes Werk durch seine verantwortungsbewußte Objektivität und die großartige Meisterung eines riesigen, unangreifbaren Materials rühmlich hervor. Die Darstellung, unterstützt durch einprägsame Skizzen und Lichtbilder, ist dermaßen flüssig, der Stil so lebendig, daß das umfang- und inhaltreiche, von höchster Dramatik erfüllte Buch nirgends ermüdet, fesselnd von Anfang bis zu Ende. Die Geschehnisse seit 1918 werden in ihrem geschichtlichen, gegenseitig bedingten Zusammenhang geschildert und die Motive für die Handlungen aufgezeigt. Trotz der großen Schwierigkeiten bei der Beschaffung der Unterlagen (bekanntlich sind alle wesentlichen deutschen Archivalien aus dieser Epoche in Feindeshand, die „entlastenden" Urkunden bleiben unzugänglich), hat Kleist nichts Wichtiges übersehen. Zum großen Teil läßt er höchst interessante Zitate sprechen, die oft geradezu schlagend sind (ein Quellennachweis wäre daher sehr erwünscht). Der Raummangel erlaubt nur wenige Bemerkungen zu Einzelheiten:

Für das Ermächtigungsgesetz v. 24. 3. 1933, also für die Erteilung einer geradezu diktatorischen Blankovollmacht an Hitler für 4 Jahre, stimmten mit der gesamten Zentrumsfraktion auch Prälat Kaas und Bundeskanzler Adenauer (S. 67, 398), obwohl doch Hitlers allbekanntes 25-Punkte-Programm alles enthielt, was heute als „nazistisch" und „verbrecherisch" gilt. Der Leser besonders im Ausland fragt sich, weshalb man Millionen weniger gebildeter Leute wegen ihrer Tätigkeit in der NSDAP verfolgte und bestrafte, wenn angesehene Berufspolitiker persönlich Hitler sogar zur Alleinherrschaft verholfen haben?

Wenn man die feierlichen Erklärungen des Kardinals Innitzer und der österreichischen Bischöfe von 1938 liest (S. 85, 196, 203), so macht man sich seine Gedanken über die Morgenthau-Vokabeln von der „nationalsozialistischen Gewaltherrschaft" und der „Vergewaltigung des armen kleinen Oesterreich". Interessant sind auch die ausländischen Urteile, z. B. Lloyd George (1936): „Jawohl, Heil Hitler! Das sage ich euch, denn er ist wirklich ein großer Mann" (S.161), und Churchill 1938 in seinem offenen Brief an Hitler: „Sollte England in ein nationales Unglück geraten, das dem Unglück Deutschlands von 1918 vergleichbar ist, so werde ich Gott bitten, uns einen Mann zu senden von Ihrer Kraft des Willens und des Geistes" (S. 213). Diese und ungezählte andere Erklärungen weltbekannter Persönlichkeiten ergingen nach mehr als fünf Jahren der „Gewaltherrschaft" trotz (angeblicher) Reichstags-Brandstiftung, Gewerkschaftsauflösung, trotz der bedenklichen Vorgänge des 30. 6. 1934 (S. 116), des Kirchenstreits, der Klosterprozesse, der „antisemitischen" Nürnberger Gesetze vom 15. 9. 1935 (wegen deren Gegenzeichnung Frick in Nürnberg wegen Verletzung der Menschenrechte gehängt wurde!), trotz der Konzentrationslager in Dachau und Oranienburg! Und wieder fragt der neutrale Leser: wenn Kirchenfürsten und ausländische Politiker von Weltruf den Nationalsozialismus noch bis vor Kriegsausbruch dermaßen bewunderten, weshalb soll es „belastend" sein für die Deutschen, wenn sie damals ebenso dachten?

Zur Judenfrage: Für die Stellungnahme des deutschen Volkes zu Hitlers Maßnahmen vor dem Krieg war nicht die Masseneinwanderung von Ostjuden und die beherrschende Stellung im Wirtschaftsleben entscheidend (S. 93, 57), sondern die Tatsache, daß die grauenerregenden Massenmorde unter der bolschewistischen Herrschaft in aller Welt fast ausschließlich von Juden organisiert worden waren und daß in Deutschland fast nur Juden die treibenden Kräfte bei der Zersetzung der gesamten öffentlichen Moral und der zynischen Verächtlichmachung auch der heiligsten Werte waren (alle S. 37, 39, 48, 82 Erwähnten sind Juden, was Kleist schamhaft verschweigt). Wichtig ist die Erklärung der Nationaldeutschen Juden (S. 95) und der Hinweis auf Hitlers ursprünglichen Plan (S. 138).

Zum Morgenthau-Plan (S. 388) der die Ausrottung des deutschen Volkes bezweckt, auf das Betreiben des USA-Staatssekretärs Henry Morgenthau jr. von Roosevelt und Churchill am 16. 9. 44 ohne Mitwirkung Stalins unterschrieben wurde und den man jetzt den Kommunisten in die Schuhe zu schieben versucht, ist höchst aufschlußreich Kleists Nachweis, daß er noch bis 1947 die amtliche Grundlage für die alliierten Besatzungsmaßnahmen in Deutschland bildete (S. 392) und daß er teilweise in den Generalvertrag übernommen wurde (S. 404). Weit aufschlußreicher aber ist die Enthüllung S. 402, weshalb die weitere Durchführung des Morgenthau-Planes zunächst zurückgestellt worden ist: am 17. 4. 1948 schreibt der berühmte „Economist": „Wenn nichts hinter dem Eisernen

Vorhang wäre, dann könnte es möglich sein, Deutschland verfaulen zu lassen", d. h. man braucht das deutsche Kanonenfutter für den Krieg gegen Rußland.

Typisch für den „freien Westen" ist der Bürgerkrieg in Spanien 1937: Obwohl die Bolschewisten unter Führung des Zarenmörders Lazar Fekete (!) allein über 17 000 Priester und Mönche (darunter 11 Bischöfe) ermorden und 29 % aller kirchlichen Gebäude vernichten, werden sie z. T. sogar regierungsamtlich aus den USA, England, Frankreich, Holland, der Schweiz usw. mit Menschen, Waffen und Geld in ihrem Kampf gegen das christliche Regime Francos unterstützt, der seinen mühsam erkämpften Sieg nur Hitler und Mussolini verdankt (S. 158, 165, 173).

Den Gipfelpunkt der Tragik in dem an dramatischen Ereignissen reichen Werk Kleists bildet wohl Hitlers Englandpolitik: erfüllt von Bewunderung für das britische Imperium wünscht Hitler von Anbeginn an nur Friede und Freundschaft mit England, will seinen Welthandel und seine Wltpolitik nicht stören, sondern richtet seine Außenpolitik nur gegen den Osten, um den „jüdischen" Bolschewismus zu vernichten und zugleich dem deutschen Volk den notwendigen Lebensraum im Osten zu verschaffen. Dieser Schimäre von der Freundschaft mit England ordnet er seine gesamten Pläne kritiklos unter. Um nur weniges zu nennen, unterläßt er ihr zuliebe 1940 die Landung in England (S. 278), duldet er den Heßflug (S. 301) und macht sogar 1943 von der Möglichkeit eines Sonderfriedens mit Rußland keinen Gebrauch (S. 347). Der Dank Englands besteht in einem Dolchstoß in den Rücken Deutschlands: durch seine Garantien an Polen hintertreibt es sogar eine friedliche Regelung der Danziger Frage (S. 240 ff.). Und auf Grund des Prinzips der bedingungslosen Kapitulation (S. 347) betreibt es in Teheran, Jalta und Potsdam die totale Zerschlagung Deutschlands.

Auf die Ueberfülle weiterer höchst fesselnder Tatsachen, die Kleists Werk enthält, kann nicht eingegangen werden. Erwähnt sei nur z. B. die dramatische Vorgeschichte des deutsch-polnischen Konfliktes (S. 248), die Darstellung, in welch heimtückischer Weise Roosevelt und die Morgenthauboys die USA in den Krieg gegen Deutschland und Japan stürzten (S. 307, ein Musterbeispiel für die Inszenierung eines Angriffskrieges), die Schilderung der deutschen KZ's (S. 318, 370), die zynischen Tischgespräche von Jalta (S. 349), der Nürnberger Schauprozeß (S. 400), das verabscheuungswürdige Motiv Trumans für den politisch und militärisch überflüssigen Atombombenabwurf auf Hiroshima und Nagasaki (S. 387), der historische Nachweis für Frankreichs (und nicht Deutschlands!) ständige militaristische Aggressionen (S. 30, 46, 92) usw.

Kurzum: niemand sollte ein Urteil über die politischen Ereignisse der Epoche 1918 bis 1952 fällen, solange er nicht die Tatsachen kennt, die Kleists Werk in reicher Fülle enthält.

Kleist gab seinem Werk den Untertitel „Ein Buch des Aergernisses und der Hoffnung". Mit ersterem hat er recht: die meisten werden verärgert sein über viele der Wahrheiten, die dieses Buch enthält. Aber ein Buch der Hoffnung? Nein! Denn heutzutage gibt es in der Welt keine Staatsmänner mehr, die vernunftbegabt und umfassend gebildet weise über den Dingen stehen, sondern nur Politiker, die in ihrer Subjektivität, von Sympathie und Haß geblendet, nur die Teile und nicht das Ganze sehen. Diese Kategorie lernt nicht aus der Geschichte, sie nimmt nur Aergernis an den historischen Wahrheiten und bietet keinerlei Hoffnung auf eine Politik der Vernunft in der Zukunft.

Dr. Behn.



Deutsche Buchhandlung
EDUARD ALBERS
SANTIAGO — CHILE
Merced 864 — Casilla 9763
MODERNE LEIHBÜCHEREI

Internationale Frankfurter Messe


HERBSTMESSE
6. bis 10. September
Die bedeutendste allgemeine Mustermesse Westdeutschlands
Messe-Ausweise, Kataloge und Auskünfte durch die Vertretung in Argentinien
WALTER WILKENING
Calle 25 de Mayo 541, Buenos Aires
Fernruf: 31 - 1265 und 32 - 7935
Telegramme: Wilkening Buenos Aires
und das
Messe-Amt, Frankfurt/Main
Reservieren Sie Ihre Passage für den Besuch der Frankfurter Messe rechtzeitig.

Ekkehard: Deutsche Geschichte. Von Arminius bis Adenauer. Musterschmidt. Wissenschaftlicher Verlag. Göttingen, 1952. 261 Seiten.

Das kluge Buch, hinter dessen Pseudonym Ekkehard sich offenbar ein aus Oesterreich stammender, großdeutsch gesonnener und fachlich hervorragender deutscher Historiker verbirgt, gibt — leider unter Weglassung der ganzen Vorgeschichte —, eine ausgezeichnete Zusammenfassung der deutschen Geschichte ohne jede Konzession an den heutigen Gesinnungsterror, klar, sauber, sehr mit Betonung des österreichischen Teiles, auch gegenüber der Periode Hitlers gewiß nicht kritiklos, aber doch vom ehrlichen Willen zur Gerechtigkeit getragen. Wo man innerlich von Herzen beipflichtet, und wo man Vorbehalte macht — es bleibt in allem ein anständiges, mutiges Buch in unserer Zeit. Schade, daß man es in die schwarzrotgoldenen Farben gehüllt hat, die nun einmal seit 1918 und 1945 heillos zu Zeichen der Fremdbestimmtheit geworden sind.

Dr. v. L.

Dem Himmel am nächsten

von *GÜNTHER BLOEMERTZ*

Copyright by Verlag der Europäischen Bücherei, H. M. Hieronimi, Bonn, 1952.

....Die letzte Fortsetzung schloß:

Danielle lachte auf. „Sag einmal, Ulrich, würdest du mich lieben können, wenn ich eine häßliche Ziege wäre, so mit roten Haaren, Schielaugen, O-Beinen, Hängebusen und hintennichts, vornenichts?"

Ulrich grinste. Er war insgeheim unsicher geworden, er wußte noch nicht, wie es nun weiterging. — Danielle nahm seine Zigarette. „Ich freue mich, daß du neben mir liegst. Ich bin glücklich, so mit dir gemeinsam eine Zigarette zu rauchen. — Wie denkst du?"

— — —

Bevor Sie dieses Heft weitergeben, öffnen Sie vorsichtig die Heftklammern, nehmen die folgenden Romanseiten heraus und bewahren Sie diese auf. Auf Wunsch liefern wir Ihnen später einen Einband-Deckel dazu.

Herausgeber und Hauptschriftleiter: Eberhard Fritsch, **Geschäftsführer:** Ernst Clouth. **Im DÜRER-VERLAG,** Buenos Aires (Editorial Dürer S. R. L.). **Schriftleitung, Verwaltung und Anzeigenannahme:** Amenábar 1725, Buenos Aires, Telefon: 76 - 2315. (Bürozeit: 8—12, 13—18 Uhr außer Sonnabend). **Postanschrift nur:** Casilla de Correo 2398, Buenos Aires, **Satz und Druck:** Imprenta Mercur S. R. L., Rioja 674, Buenos Aires. **Titel:** Hasso Freischlad. Z. Zt. ist **Anzeigenliste III** gültig.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen, bei erwünschter Rücksendung bitte Porto beifügen. - Für alle im Inhaltsverzeichnis vermerkten Artikel gilt der Rechtsschutz geistigen Eigentums, ganzer oder teilweiser Abdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages. Die in den Beiträgen ausgedrückte Meinung stellt nicht unbedingt die Ansicht der Schriftleitung dar.

Der Weg erscheint monatlich. In Buenos Aires erhältlich in den deutschen Buchhandlungen und bei Vertretern. In fast allen Ländern bestehen eigene Vertretungen. Preis des Einzelheftes: arg. $ 10.—, USA$ 0,75, Cruz$ 20.—, £ —5.8, Chil$ 60.—, Sfrs. 3,50, Liras 350.—, DM 2.— Halbjahrsbezug: sechsmal Preis des Einzelheftes. Bei Nichterscheinen der Zeitschrift aus Gründen höherer Gewalt haftet der Verlag nicht für die Rückzahlung der Bezugsgelder.

Queda reservada la Propiedad Intelectual de todos los artículos publicados, según indicación en el índice. Queda hecho el depósito que marca la Ley 11.702. Impreso en la Argentina. Copyright by Editorial Dürer SRL., Bs. Aires, Amenábar 1725, Printed in Argentine. En caso de suspensión de la publicación de nuestra revista por causa de fuerza mayor, la editorial no se responsabiliza en restituir los pagos de los abonos.

Se terminó de imprimir el 20 de Febrero de 1953.

„Weshalb küßt du mich? — Würdest du das auch tun, wenn ich so aussähe, wie ich eben sagte?"

„Ich wäre dann nicht hier geblieben."

„Wärest du hier geblieben, wenn ich von allem nur die O-Beine hätte?"

„Möglich."

„Wäre ich für deine Begriffe noch hübsch genug, wenn ich schielte?"

„Doch, ja ..."

„Und rote Haare?"

„Das steht manchmal sehr gut."

„Plattfüße?"

„Deinen Mund hätte ich doch geküßt, nicht deine Plattfüße."

„Nun, es ist gut so, du scheinst dich zu bewähren. —

Aber wie, wenn ich alle diese Vorzüge hätte?"

„Dann wärest du nicht so frech."

Sie verwehrte ihm den Kuß. „Nein, du liebst mich nicht, denn du bist noch nicht blind genug. — Was liebst du denn an mir?"

Es blieb eine lange Pause. —

„Willst du es wirklich wissen, Danielle, ich meine: Ist dir daran etwas gelegen?"

„Ja", entgegnete sie leise und ernst, „sehr viel."

Da begann Ulrich, als erzähle er von einem wunderschönen Traum:

„Ich habe ein bestimmtes Idealbild von einer Frau, deren Antlitz, deren Stimme und ganzes Wesen ich immer vor mir sehe, ich immer höre. Bisher fand ich sie nirgends — bisher. Aber als ich deine Stimme hörte und dich heute zum ersten Male sah, glaubte ich, daß du diese Frau bist."

„Und bin ich sie nicht? — Weil mir das Wesen dieser Frau fehlt?"

„Ich weiß noch nicht, Danielle."

Sie schauten einander lange in die Augen, ohne ein Wort zu sprechen; Danielle wohl ängstlich und traurig, Ulrichs Blick aber suchte. Dicht vor sich fand er die glatte, leicht gewölbte Stirn des Mädchens, den scharfen Ansatz der Locken. Tiefer die Brauen, den zarten Schwung in die Schläfen. Das Lid, die Augen: Hier ruhte wieder sein Blick, bis sie sich schlossen. Er fuhr mit dem Finger die gerade Nasenlinie hinab, glitt an den Lippen entlang, faßte das Kinn.

„Du bist schön, Danielle." Doch fast schämte er sich, dies gesagt zu haben. Sehr nahe fühlte er jetzt ihren Herzschlag und den ganzen Körper.

„Ich habe Angst, Ulrich, Angst, daß du gehst — daß du abstürzt.

„Du würdest es schnell vergessen; es gibt viele Männer."

Unter ihren Lidern sammelte sich das Wasser, und als sie die Augen zukniff, sah Ulrich, wie sie weinte. Da nahm er ihren Kopf in den weichen Winkel seines Ellenbogens und küßte die Tränen.

„Ich wußte das nicht", sagte er, „entschuldige, bitte!"

„Ach, ich bin es ja selbst schuld."

Er half ihr, die Nase trocken zu wischen. Sie lächelte jetzt, „Ich müßte mein Benehmen ändern", fuhr sie hastig fort, als könne Ulrich ihr zuvorkommen. „Die Männer und selbst Simone sehen in mir ... na, du weißt, was ich meine. Aber ich bin nicht so; ich spiele nur Theater."

„Und weshalb?"

„Weil ich mich unsicher fühle, aus Verlegenheit oder so."

„Es ist aber gefährlich, kleines Mädchen, einen Mann bei sich auf der Couch zu dulden."

„Nein, das glaube ich nicht. Es kommt doch immer auf die Frau an. Ich habe das ja schon einmal hier erlebt."

„Was hat denn der Mann nachher gesagt?"

„Eine halbe Stunde lang hat er gehofft, dann wurde er unverschämt, und ich mußte ihm auf die Finger klopfen. Finis: Monsieur ging und ward nicht mehr gesehen."

„Mit mir würdest du es genau so machen?"

Danielle legte den Kopf zurück. Sie fühlte, daß der Mann neben ihr wie selbstverständlich in ihr Leben gehörte. Sie wußte jetzt, daß er nur zu ihr gehörte — daß sie eigentlich nur auf ihn gewartet hatte. Ja, sie liebte Ulrich, und so entschied sie nun zum ersten Male die große Frage ihrer neunzehn Jahre:

„Nein, Ulrich."

Er wußte in diesem Augenblick, daß es um mehr als nur ein Abenteuer ging. Noch zögerte er. Dann zog er Danielle an sich: „Ich will es nicht, Danielle."

Ihre Hand fuhr durch seinen Schopf. „Ulrich, du Ulrich, jetzt darfst du sie sagen, die drei Worte; jetzt hast du sie wahrgemacht."

Ihr Hand blieb auf seiner Hand liegen, als sage sie vor dem Altar das Ja. So begannen sie Seite an Seite den ersten gemeinsamen Traum, bis Ulrich sich mit dem frühesten Morgenlicht davonstahl.

*

„Aufstehen, los, raus! — Invasion, los, raus, aufstehen!"

Ich haßte Hinterschallers in solchen Sekunden und hätte ihm am liebsten befohlen: „Los, raus, du Idiot!"

Aber er kannte keinen Pardon, wenn es ums Wecken ging. Ich wälzte mich schlaftrunken auf die andere Seite. Hinterschallers blieb stur: „Los, raus, aufstehn, Invasion!"

Er riß mir die Decke weg; das hatte er noch nie getan.

„Sie sind wohl verrückt!"

„Invasion!" brüllte er im gleichen Ton zurück und jagte in das nächste Zimmer.

Ich hörte immer nur „Invasion".

„Was ist los?"

„Sind in der Normandie gelandet." — — —

Wie eine Nadel ragte der Eiffel-Turm aus dem Dunst der französischen Hauptstadt.

Wir zogen hoch und stießen dann mit großer Geschwindigkeit hinunter, vorweg der Staffelführer.

„Hier landen wir", rief er uns zu, als wir dicht über den trockenen Boden eines Flugfeldes rasten.

„Noch viel zu weit von Paris ab", meckerte ein Nachtfalter. Aber wir landeten.

Amerikanische Bomberpulks zogen glitzernd durch den Himmel.

„Wo ist Sprit, Herr Major?" rief der Kapitän aus einer Kabine, als der Platzkommandant herantrat. Der alte Offizier mochte in diesem Krieg kaum ein Flugzeug auf seinem Feld haben landen sehen.

Er wies nach den Bombern: „Da ist Sprit."

„Wir brauchen Sprit, Herr Major, Sprit, Sprit und nochmal Sprit, sonst können wir einpacken."

Verärgert sprang der Chef aus seinem Sitz.

„Herr Major, ich habe Befehl, von Ihrem Platz aus Einsätze gegen die Invasion zu fliegen. Ihr Platz hat für diesen Fall 80 000 Liter Benzin in den Tanks. Meine Maschinen müssen in einer Stunde betankt sein. Munition für den nächsten Feindflug haben wir noch, zu den weiteren Einsätzen schickt Le Bourget Munition."

„Ja, ich habe 80 000 Liter A 3 hier. Sie können Sie verbrauchen."

„Was!" schrie unser Kapitän, „A 3 haben Sie!? — 80 000 Liter A 3! Das ist ja Wahnsinn, A 3! Mit A 3 können Sie Ihr Auto fahren, Herr Major, aber unsere Maschinen kriegen Sie damit nicht vom Boden."

Wir standen bestürzt herum. Es war uns wie Verdurstenden, die endlich vor einem Tümpel stehen, der nur verpestetes Wasser enthält.

Also flogen wir nicht.

*

Tagelang blieben wir ohne Benzin, tagelang warteten wir auf das nötigste Gepäck aus Perpignan.

Endlich, als die Alliierten bereits festen Fuß gefaßt hatten, konnten wir starten. — Unser Auftrag war, die schweren Kampfflugzeuge von der Invasionsfront abzuhalten; denn die Infanterie wurde unter den pausenlosen Bombenteppichen zerdrückt. —

Die sieben Zentner schweren Zusatztanks hingen unter unseren Maschinen; der Weg war zu weit, wir mußten sie mitschleppen. — Paris zur Rechten überholten wir schnell, und bald waren auch die letzten Forts im Westen von Versailles versunken.

Wir sahen vorwärts. Nur eine halbe Stunde trennte uns noch von der Front, von einem Schlachtfeld am Boden, das uns Fliegern kein Begriff war.

Ein kleiner Fluß, eine Stadt rechts unten, eine Eisenbahn — niedlicher als ein Spielzeug —, und dann begann es vor uns zu glitzern: Der Kanal hatte da, wo die Seine einfließt, eine tiefe Bucht landein getrieben.

„Ueber uns Viermotorige", meldete jemand.

Wir sahen nach oben. — Der Kapitän aber behielt den Kurs bei.

„Zwanzig Viermotorige rechts", sagte ein anderer. Doch wir flogen weiter geradeaus.

„Maraudet vorne oben."

Der Pulk zweimotoriger Bomber passierte genau über uns hinweg, ihre Schächte standen offen. Einzelne Jäger kreisten als Geleitschutz umher.

„Ruhig bleiben!" rief der Staffelführer. „Die tun uns nichts."

Hier durften wir uns noch auf nichts einlassen, denn es galt, die Kameraden vom Heer zu entlasten.

Caën lag schon weit zurück, fünf, zehn oder fünfzehn Minuten; man konnte es nicht schätzen. — Der Glast des Meeres glänzte von allen Seiten; wir hatten fünftausend Meter Höhe erreicht.

„Da vorne, ganz weit vor uns!"

Unsere Augen suchten die Küste ab. — Ja, da lagen sie: unzählige dicke Punkte und Striche, Pünktchen und Karos: die Landungsflotte! Schwarzer Qualm hatte sich in dicken, wattigen Matten über das Küstenland geschoben.

Jetzt mußten bald die ersten Bomber für uns kommen. „Achtung, Thunderboldts von oben!" Etwa zwanzig amerikanische Jäger kurvten im Abwehrkreis kaum fünfhundert Meter höher als wir. Ihre Motorhauben hatten sie wie wir gelb angemalt. — Recht anmaßende Leute schienen das zu sein: Während der Gegner seit Jahren von uns als den „Yellow Nose" nur mit Respekt gesprochen hatte, kamen da auf einmal frische USA-Importe, um uns mit unserer eigenen Kriegsbemalung Angst einjagen zu wollen!

„Die wollen uns vernaschen."

„Nein, tun sie nicht", gab der Kapitän zurück. „Abwehrkreis!"

Nun flogen auch wir „Karussell" und drehten in entgegengesetzter Richtung zum Gegner. — Das mochte stundenlang so weitergehen, wenn nichts geschah. Es mußte sich zeigen, wer den längeren Atem hatte. Wir konnten nicht angreifen, weil wir unten waren. Der Feind mußte beginnen, und wir warteten darauf, daß er niederstieß. — Aber er fing nicht an.

„Unter uns Viermotorige!"

Der Chef stand vor einer schweren Frage: Griff er die Bomber an, dann stürzten sich die amerikanischen Thunderboldt auf uns — griff er nicht an, so war unser Auftrag nicht erfüllbar.

Also drückten wir die Bomber an.

„Zusatztank abwerfen!"

Vor uns wuchsen die breitschultrigen Boeing. Aber wir spähten fast nur zurück: Die feindlichen Jäger kamen nach.

Sie kamen sehr schnell nach, schneller, als wir gedacht hatten.

„L. Dv. 217, groß D", brüllte Ulrich. „Bei Annäherung des Gegners ist feindliche Absicht desselben zu vermu ..." Weiter kam er nicht, denn schon sausten die ersten Rauchfäden der Geschosse vorüber.

Zugleich aber lagen bereits die Bomber groß in unseren Visieren. Und jetzt schossen wir, jetzt mußten die Waffen der anderen schweigen: Auf eigene Bomber schießt man nicht.

Ein, zwei Sekunden — wir waren durch.

„Hochziehen, Rechtskurve!" befahl der Chef.

Mit beiden Händen zog ich das Steuer an, fing ich die Maschine ab. Das Blut sackte mir in die Beine, mein Rückgrat krümmte sich unter der gewaltigen Schleuderwucht. Ich beugte den Kopf vornüber zwischen die Beine, um keinen Schleier zu sehen. Doch da wohl alle dies taten, hoffte man inbrünstig, nicht gerammt zu werden. Die Motorschnauze stieg hoch über den Horizont. Vor mir und höher hingen die Kameraden mit starkem Bizeps, hinter mir lag niemand mehr.

Fernab zog der Bomberpulk ohne Schaden davon.

„Wir greifen noch einmal an!"

Unser guter neuer Kapitän war Optimist. Er kam von der Ostfront; doch hier im Westen gab es keine Serienabschüsse. — Halsstarrig setzte er den Bombern nach. Sie mußten fallen!

Die zwanzig Thunderboldt, unsere „alten Freunde", zogen über uns wieder ihren Abwehrkreis.

„Achtung! Spitfire von hinten oben", brüllten mehrere zugleich. Unsere Köpfe schnellten herum. Gut drei Staffeln stießen mit rasender Geschwindig-

keit auf uns herab. Einkurven hatte keinen Sinn; die Uebermacht war zu groß, und dazu warteten die amerikanischen Jäger über uns wie Aasgeier.

„Geradeaus fliegen!" beruhigte der Staffelführer.

Noch 600 oder 700 Meter lagen zwischen den Briten und uns.

„Ich zähle bis drei, dann reißen wir auf Gegenkurs! — Eins, zwei ..."

„Unsinn, Herr Hauptmann", rief Vogel. „Unsinn!", wiederholte Meyer II. Und auf „drei" spritzten schon die englischen Garben.

Wir stellten die Maschinen auf den Kopf und stoben wild auseinander. Einzeln entkamen unsere Flugzeuge im Tiefflug, Richtung Paris.

*

Werner und ich hatten einige Stunden „Urlaub" erhalten, um George in seinem Lazarett zu besuchen. Damals, als der erste Bote aus dem nordfranzösischen Lazarett zurückkam und berichtete, George sei blind und so entstellt, daß man sich beim Anblick seines Gesichtes abwenden müsse, damals hatten wir George für unsere Staffel aufgegeben; denn ein Blinder konnte nicht mehr fliegen, und ein verbranntes Gesicht würde uns immer wieder an die Möglichkeit eines gleichen Schicksals erinnert haben, würde uns immer wieder abgeschreckt haben.

Doch nun folgten wir der Einladung des Lazarettchefs, der um das Erscheinen zweier Kameraden bat, die George gut kennen müsse: Es handele sich um die Durchführung eines Experimentes, das für den Verwundeten von entscheidender Bedeutung sei.

So segelten wir langsam mit dem Storch nach Norden. Das Wetter war diesig, wir brauchten keinen feindlichen Angriff zu befürchten. Werner vor mir hielt den Steuerknüppel, ich die Karte, und beide verfolgten wir den Lauf der Landstraße: linke „Schiene", rechtes Rad. Hin und wieder klopfte ich meinem Kameraden auf die Schulter, wenn wir die falsche „Weiche" genommen hatten. Dann drehten wir über der Straßenkreuzung einen Kreis, flogen das Schild des nächsten Bahnhofs an oder setzten uns neben die Chausseebäume auf ein Feld, um eine Zigarette zu rauchen und den nächsten Wanderer nach dem rechten Weg zu fragen.

Ueberall trafen wir deutsche Truppen, die gleichfalls nach Norden zogen. — Schließlich bogen wir in die letzte „Weiche" ein und hatten in wenigen Minuten die kleine Stadt erreicht.

Der Chefarzt wies uns in sein Zimmer.

„Ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sie gekommen sind. Sie wissen, Ihr Kamerad George ist blind. Wie so häufig bei Verwundungen seiner Art, handelt es sich hier um eine Nervensache. Wir haben die berechtigte Hoffnung, daß der Fähnrich heute wieder sehen lernt. Die physischen Voraussetzungen sind gegeben. Die junge Schwester an seinem Krankenbett verfügt über außergewöhnliche hypnotische Kräfte. Sie hat bereits ihr Teil zur Genesung des Verwundeten beigetragen und soll nun in Ihrem Beisein das Experiment einleiten. — So, meine Herren, jetzt kann es losgehen, Sie selbst sind bei allem nur Statisten. Und seien Sie recht nett und frohgemut zu Ihrem Kameraden!"

Ein entsetzlicher Eitergestank schlug uns entgegen, als wir in das Krankenzimmer traten. Ich wagte nicht zu atmen. — Vor uns lag ein verpacktes

Bündel im Bett: George. Nur die Nasenspitze lugte aus den Verbänden hervor, die Augen starrten uns an. Ich hätte heulen mögen, als ich den armen Kerl sah.

Aber ich riß mich zusammen: „Hallo, George, altes Haus! Wir wollten dir mal guten Tag sagen."

„Ich werd' verrückt, du bist's. Habe dich gleich an der Stimme erkannt. Und wer sind die anderen?"

„Der Chefarzt und noch einer von der Staffel, du kennst ihn gut."

„Wer?"

„Dreimal darfst du raten."

„Ulrich?"

„Nein."

„Also sag's schon, ich kann euch doch nicht sehen!"

„Aber doch, George", fiel die dunkelhaarige Schwester ins Wort und zeigt mit dem Finger, daß wir schweigen sollten. „Sie können sehen, wenn Sie nur wollen. Tun Sie so, als würden Sie die beiden anschauen. Wünschen Sie doch, sie zu sehen. Ganz fest nur müssen Sie sich auf diesen Wunsch konzentrieren. Stellen Sie sich das Gesicht Ihres Kameraden vor, dann sehen Sie ihn!"

Damit faßte die Schwester seine Hände und richtete Georg auf.

„Ja, Coelestine", antwortete George, als spräche er im Traum. „Ich will es ..."

Seine Augen glotzten mich an. Ich zwang mich, dem toten Blick standzuhalten. Ich hörte meinen Atem, so still und starr war alles geworden. — Einmal hatte ich am Sarge eines Kameraden als Totenwache gestanden, doch dieser Augenblick jetzt schien unendlicher zu sein: Der leere Blick des Gegenübers wollte sich nicht beseelen. — Meine Knie zitterten. Der Anblick wurde unausstehlich. Das schwarze Haar der Schwester drängte sich als dunkler Fleck in mein Sichtfeld, ich wollte das Haar sehen. Aber Georges Augen starrten mich an, und ich mußte aushalten. — Was soll ich sagen, wenn er mich erkennen wird? Was soll ich sagen, wenn das Experiment mißlingt?

„Jetzt sehen Sie!" sprach die Schwester.

Da gewahrte ich, wie sich die Pupillen des Kameraden zusammenzogen, seine Augenwinkel zuckten. Langsam wanderte sein Blick aus meinen Augen, schnellte dann zu mir zurück.

„Ich sehe dich", sagte George leise. „Und neben dir steht Werner ..." Wir wagten nicht, uns zu rühren.

George hatte sich in sein Kissen zurückgelegt. „Ich sehe, ich sehe, ich sehe", murmelte er immerfort und hielt die Augen geschlossen. Plötzlich riß er sich hoch: „Mensch", brüllte er gedehnt, „ich kann wieder sehen!"

Seine Augen fieberten vom einen zum anderen; bei Coelestine hielten sie inne: Dann kauerte sich George in seine Decken und weinte.

*

Hinterschallers hatte das Gepäck zu den Wagen gebracht. Wir umstanden den Kapitän.

„Laut Verlegungsbefehl starten wir um neun Uhr dreißig, falls die Luftlage es erlaubt. Bitte Uhrenvergleich: Es ist jetzt neun Uhr acht. — Zwischen-

landung in Düsseldorf. Dort weitere Befehle. — Sie", wandte sich der Chef zu mir, „Sie fahren nach Le Bourget und lassen sich da eine Ersatzmaschine geben! — Ist noch eine Frage?"

Ulrich hob mit sauer-süßer Miene den Arm: „Können wir nicht vorher noch mal nach Perpignan fliegen?"

Alle lachten; auch der Kapitän, er schüttelte den Kopf: „Ich danke, meine Herren."

Fünf Minuten vor dem Start rief man Ulrich an das Telefon. Erst als die Motoren der Staffel ansprangen, kam er zurück und stürzte auf mich zu.

„Danielle steht in Versailles an der Kommandantur, will zu mir. Sie muß mit nach Deutschland, hörst du, Danielle muß mit."

„Diese Kleine da aus Perpignan?"

„Danielle ist keine Kleine, verstehst du!"

Er riß mir fast die Hand vom Arm: „Wiederhole: Ich verspreche dir, Danielle nach Deutschland zu bringen. Los, wiederhole!"

„Das ist Erpressung. — Ist das denn wirklich so ernst mit dir und der Kleinen, der kleinen Danielle?"

„Ja, du Idiot", antwortete er nachdrücklich, indem er sich gedrängt nach den Kameraden umsah, die bereits starteten.

„Wie ernst denn?"

„Daß ich sie heiraten will. Also versprich es mir!"

„Gut, Ulrich, ich weiß zwar noch nicht, wie ich das machen soll, aber ich will mein Bestes tun."

Ulrich kam dicht an mich heran, drehte an dem obersten Knopf meiner Uniform. Er sprach zögernd und gedämpft: „Und wenn ich mal auf den Pinsel fallen sollte, dann sorge in Deutschland für sie. Na, du kannst dir ja denken, wie ich das meine. Compris?"

Dann sprang Ulrich in seine Maschine und jagte den anderen nach. Eigentlich ist er zu beneiden, dachte ich, da ich ihm so nachsah und in meiner Erinnerung Danielle neben ihn stellte.

Erst, als das Flugzeug im Dunst von Paris entschwand, wurde ich mir über das Maß der Verantwortung klar, die ich mit der Einlösung meines Versprechens übernehmen würde.

Während die Staffelkameraden bereits auf dem Weg in die Heimat waren, versuchte Hinterschallers, den Wagen in Gang zu bringen. Aber es wurde Mittag darüber. Die letzten Mechaniker des Nachkommandos sprengten die Hallen, zündeten die Baracken an und versuchten, möglichst schnell wegzukommen; es hieß, die ersten amerikanischen Panzer stünden schon dicht vor unserem Platz in den Wäldern.

Unheimliche Gestalten, französische Zivilisten durchstrolchten das Gestrüpp. Endlich konnten wir fahren. Als wir den Tankplatz passierten, winkte der Kommandant. Er saß auf einem Zementsockel und schien zu warten.

„Noch hier, Herr Major?"

Der alte Offizier, der wohl seit 1918 keine Front mehr gesehen hatte, sprach verwirrt und ängstlich:

„Was soll ich tun, was kann ich machen? Ich sitze auf meinen 80 000 Litern A 3. Ich muß sie anzünden, bevor die Alliierten kommen. Ich hatte

mit meinem Kopf dafür. — Hier, das Zündkabel liegt schon; wollte es gerade einschalten. Und nun schickt man mir in letzter Minute Befehl, auf Panzer zu warten, die tanken wollen. — Was soll ich machen?"

Der Major raufte sich die Haare. Jahrelang hatte er in der Etappe ein friedliches Leben geführt, hatte er keinem etwas zuleide getan, und jetzt ging es um seinen Kopf. — Er preßte die Hände vor sein Gesicht und mochte wohl weinen, denn zum ersten Male, an der Schwelle seiner Ruhetage, stand sein Leben auf dem Spiel.

„Wir müssen leider fahren, Herr Major."

Er nickte. „Wenn Sie die Panzer sehen, dann zeigen Sie ihnen den Weg und sagen Sie, sie sollen sich beeilen!" Wir rasten über die Landstraße nach Paris. An allen Stellen des Horizonts stiegen mächtige Rauchpilze auf, verdeckten schwarze Vorhänge den Himmel: gesprengte Munitionsdepots und brennende Benzinlager.

In geringer Höhe kreisten langsam amerikanische Tiefflieger, die nach Beute suchten, jeden Augenblick bereit, niederzustoßen. Die elektrischen Leitungen der Vorortbahnen hingen wirr auf den Asphalt herunter. In den Straßengräben blähten sich die Bäuche verendeter Pferde, begannen die metallenen Rahmen zerstörter Autos zu rosten, fiel die Asche verbrannter Sitze und Reifen zusammen, roch es nach verkohltem Gummi und verwesendem Aas. Zuweilen stob ein Rudel wilder Hunde oder ein schwarzer Fliegenschwarm aus den süßlichen, penetranten Schwaden.

In den Büschen und Wäldern streiften Franzosen umher; ähnliches Volk mochte man wohl in den Tagen der Französischen Revolution gesehen haben; doch hier und jetzt erwarteten sie ihre alliierten Freunde.

An vereinzelten Punkten, inmitten ungeschützter Felder, hatten tapfere Mannschaften ihre Geschütze eingegraben, um sich in einem letzten Widerstand den anrollenden Sherman-Tanks zu stellen. Und da standen auch unsere Panzer; unzählige der schweren Kolosse hatten zu beiden Seiten der Straße Tarnung in einem Wäldchen gefunden. Ich ließ halten und sprang auf den ersten besten Offizier zu: „Sie haben keinen Sprit?"

Der Kamerad schüttelte mißmutig den Kopf.

„Drüben", wies ich nach unserem Flugplatz in der Ferne, „drüben sitzt ein alter Major auf 80 000 Liter Benzin. Er wartet verzweifelt auf Sie."

„Wo ist das?" fragte der andere aufgeregt. Ich schilderte ihm den Weg. Da winkte er ab: „Hat gar keinen Zweck, viel zu weit. Unsere Tanks sind fast leer!"

„Wir fahren zurück", rief ich zu Hinterschallers. „Der Major soll wissen, daß er seinen A 3 in die Luft jagen kann."

„Schon geschehen", antwortete Hinterschallers; denn gerade über unserem Flugfeld stieg ein riesiger schwarzer Rauchpilz höher und höher in den Himmel.

Die feindlichen Tiefflieger suchten noch immer die Straße ab. Einer schien uns gesehen zu haben, denn er umflog uns in geringer Höhe. Hinterschallers bremste scharf. Deutlich sahen wir, wie der Pilot zu uns hinunter schaute. Dann setzte er zum Angriff an.

(Fortsetzung im nächsten Heft)



Lachend ist's leichter!

Auch die Südamerikaner sollen wissen, wie man Deutschland in den Rücken fiel und Europa dem Roten Bären auslieferte!

Schenken Sie darum Ihren spanischen Bekannten das neueste Sonderheft des WEG:

Der Galgentanz

Politische Karikaturen von Erik und Plauen

Texte in Deutsch **und Spanisch**

(Bei Bestellung bitte angeben, ob deutscher oder spanischer **Einband-Titel** gewünscht wird)

Preis m$n 10.—

DÜRER-VERLAG, BUENOS AIRES

Correo Argentino | Suc. 26 | TARIFA REDUCIDA Concesión 3638 | FRANQUEO PAGADO Concesión 4365

In der

SCHRIFTENREIHE ZUR GEGENWART

erschien soeben Band 6:

Es geht um das Reich

Gesammelte Aufsätze von

HANS ULRICH RUDEL

60 Seiten, m$n 12.—



Weitere Veröffentlichungen in der Schriftenreihe:

Band 1: BRENNPUNKT F. H. Q., von Hanns Schwarz (vergriffen!)

Band 2: WIR FRONTSOLDATEN ZUR WIEDERAUFRÜSTUNG, von Hans Ulrich Rudel (vergriffen!)

Band 3: **REGIERUNG DOENITZ,** von Walter Lüdde-Neurath, 80 Seiten, 8 Bildtafeln, Preis m$n 22.—

Band 4: DOLCHSTOSS ODER LEGENDE, von Hans Ulrich Rudel (vergriffen!)

Band 5: **DAS EI DES KOLUMBUS,** von Maurice Bardèche, 130 Seiten, Preis m$n 35.—

DÜRER-VERLAG BUENOS AIRES

Casilla Correo 2398